Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

Soziale '24 Innovation

Bilingue Begegnung Konsens Soziale Innovation über Sprachgrenzen hinweg Missverständnisse Effort Confrontarsi Partizipation Mitenand Coopérer Integrazione Austausch Kohäsion Multilingual Kompetenz

Soziale Innovation über Sprachgrenzen hinweg

Soziale Innovation '24

Soziale Innovation '24

Editorial
7

Mehrsprachigkeit als Innovationsmotor!?
Julia Emprechtinger
11

Fachgespräch: «Einen gemeinsamen Rahmen schaffen, der Innovationen im Kleinen zulässt»
Pascal Engler und Marcel Krebs im Gespräch mit Nadia Bisang und Franziska Eckmann
25

Sprachregionen übergreifende Zusammenarbeit im Projekt REAS PGV
Therese Straubhaar, Isabelle Csupor, Judith Kühr und Simon Süsstrunk
39

Les dynamiques de collaboration et de co-construction du projet *Objectif Désistance*
Aurélie Stoll
55

Kunst im Heft: «Überwindung»
Stephan Schmitz
69

«Hier in Biel brauchen wir Innovationen» — Einblicke in ein zweisprachiges Sozialamt
Aufgezeichnet von Susanne Bachmann und Pascal Engler
85

Schweizweite Untersuchung der Strukturen der Pflegekinderhilfe
Angela Rein und Béatrice Lambert
97

Impressum
112

Soziale Innovation '24

Editorial

Susanne Bachmann
Pascal Engler
Marcel Krebs
Christoph Mattes

Im Nachgang der Tagung Soziale Innovation vom 10. Februar 2023 zum Thema «Copy & Paste» setzte sich die letzte Ausgabe der Fachzeitschrift «Soziale Innovation» damit auseinander, wie es gelingen kann, erfolgreiche Projekte, Methoden oder Ansätze in neue Kontexte zu übernehmen. Dabei traf die Redaktion immer wieder auf Beispiele, bei denen innovative Angebote oder Konzepte aus einer Sprachregion in eine andere transferiert wurden.

Dieses Thema hat uns in Bezug auf die Schweiz weiter beschäftigt: Welches Potenzial für Innovationen liegt in einer Sprachgrenzen überschreitenden Zusammenarbeit in der Sozialen Arbeit? Welche Erfahrungen machen Fachleute der Sozialen Arbeit, die sich in mehreren Sprachkontexten bewegen? Inwiefern finden sich in verschiedenen Sprachräumen unterschiedliche institutionelle und sonstige Logiken? Wie können Verbände der Sozialen Arbeit und soziale Institutionen über Sprachgrenzen hinweg organisiert werden? Im vorliegenden Heft gehen wir diesen Fragen nach.

Die Fachzeitschrift «Soziale Innovation» wird seit 2006 von der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW

herausgegeben. Die Beiträge zeigen den Zusammenhang von empirischen Forschungsbefunden und sozialen Innovationen auf. Ein künstlerischer Bildbeitrag ergänzt die Fachbeiträge und setzt sich eigenständig mit dem Thema des Heftes auseinander.

Mit der Tagung «Soziale Innovation» bietet die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW ein Forum, um soziale Innovation als Konzept und soziale Praxis in ihrer Breite sichtbar und für die Soziale Arbeit fruchtbar zu machen. Die Zeitschrift greift die Themen der Tagungen in den Themenschwerpunkten auf und vertieft sie. Die nächste Tagung «Soziale Innovation» findet am 26. Februar 2025 unter dem Titel «Übergänge gestalten» statt (siehe Hinweis auf Seite 82).

Alle Ausgaben der Zeitschrift sind online auf der Website *soziale-innovation-fhnw.ch* zu finden. Dort kann die Zeitschrift kostenlos abonniert werden.

Mehrsprachigkeit als Innovationsmotor!?

Julia Emprechtinger

Mehrsprachig zu arbeiten kann wie jeder Blick über den Tellerrand soziale Innovationen anstossen und ermöglichen. Dies wird im folgenden Artikel am Beispiel der Forschung und Theoriebildung an einer zweisprachigen Schweizer Hochschule und in einer zweisprachigen Fachgesellschaft diskutiert. Um den sprach*kultur*übergreifenden Dialog führen zu können, braucht es nicht nur Sprachkompetenzen, sondern auch die Bereitschaft und die Neugierde, sich auf andere Denktraditionen und kontextbedingte Eigenheiten einzulassen und zuweilen die gewohnten Denkpfade zu verlassen. Dafür braucht es Zeit und offene Räume, dann kann aus dem Vollen geschöpft werden.

Emprechtinger, Julia (2024): Mehrsprachigkeit als Innovationsmotor!?
In: Soziale Innovation 2024. S. 11–21.

Einführung

Vor etlichen Jahren befand ich mich in der Vorbereitung für ein zweisprachiges Forschungsprojekt zur Rolle der Sozialen Arbeit in den (damals neuen) Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden in der Deutsch- und der Westschweiz. Soziale Arbeit als Profession zu beforschen, bezieht immer auch mit ein, sich mit den theoretischen Bezügen zu befassen, auf welche sich die Sozialarbeitenden im untersuchten Arbeitsfeld eventuell beziehen könnten. Im deutschen Sprachbereich stellte dies für mich kein Problem dar, war ich doch vertraut mit dieser Welt und konnte auf zahlreiche Literatur zugreifen, die nicht nur einzelne Theorien Sozialer Arbeit beinhaltet, sondern auch Vergleichskompendien zur Verfügung stellt, die mir die Orientierung in der Vielfalt erleichterten. In einem zweiten Schritt wollte ich das französischsprachige Pendant zu den Theorien der Sozialen Arbeit finden. Im Sinne von sensitizing concepts wollte ich darauf vorbereitet sein, worauf sich die Sozialarbeitenden in der Romandie während der Beobachtungen und in den Interviews möglicherweise beziehen könnten. Was läge da näher, als an meinem zweisprachigen Arbeitsort, der Hochschule für Soziale Arbeit HES-SO Valais-Wallis, zu meinen französischsprachigen Kollegen und Kolleginnen zu gehen und mir eine Literaturliste geben zu lassen, die sie im Unterricht verwenden? Dieses Unterfangen stellte sich jedoch schwieriger dar, als ich es mir vorgestellt hatte: Die parallel organisierten Unterrichtsmodule in Deutsch und Französisch[1] sind inhaltlich nicht immer so parallel, wie man das von aussen vielleicht vermuten würde. Dies, weil – wie ich noch lernen sollte – gar nicht immer vergleichbares Wissen zur Verfügung steht. Das Modul, in welchem auf Deutsch bekannte Theorien wie Thierschs Lebensweltorientierung, Staub-Bernasconis Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft oder Wolf-Rainer Wendts Entwurf des ökosozialen Prinzips in der Sozialen Arbeit, um nur exemplarisch ein paar Bezugspunkte herauszuziehen, unterrichtet werden, wird auf Französisch – so wurde mir dargelegt – mit Theorien aus der Psychologie, der Soziologie und anderen Bezugswissenschaften gefüllt. Theorien der Sozialen Arbeit gebe es

nicht in der französischsprachigen Welt. Ich konnte es nicht glauben, bohrte nach, fragte mich weiter durch die Kolleg:innenschaft. Irgendwann gab ich auf und akzeptierte, dass ich nichts Vergleichbares finden würde.

In diesem Beitrag möchte ich anhand vielfältiger Erfahrungen, die ich in mehr als zehn Jahren Arbeit an einer Hochschule an der Sprachgrenze machen konnte, Überlegungen anstellen, inwieweit die Arbeit an der und über die Sprachgrenze hinweg zu sozialen Innovationen beitragen kann. Dabei bin ich keine Expertin für soziale Innovationen, sondern beziehe mich dabei auf ein einfaches Verständnis, dass soziale Innovationen bedeuten, neuartige Lösungen für neue oder auch bereits länger bekannte Probleme zu entwickeln sowie neue Ansätze zu finden, über Phänomene oder Probleme nachzudenken. Im Austausch über die Sprachgrenzen hinweg kann dies auch bedeuten, dass Ideen, die in einem Sprachraum schon seit Längerem Bestand haben, im anderen adaptiert als neuartige Lösungen – was sie in diesem Kontext auch sind – eingeführt werden.

Sprachübergreifend Dialog führen

Ich komme nun zurück auf die Theorien Sozialer Arbeit, die auf Deutsch und Französisch sehr unterschiedlich vorhanden sind. Seit ein paar Jahren diskutieren wir in der zweisprachigen «Fachkommission Theorie» der Schweizerischen Gesellschaft für Soziale Arbeit SGSA über Theorien Sozialer Arbeit im deutschsprachigen und französischsprachigen Raum unter gelegentlichem Einbezug des englischsprachigen Diskurses. War die Gruppe zunächst rein deutschsprachig zusammengesetzt, brachte die baldige Integration zweier französischsprachiger Kolleginnen das auf dem deutschsprachigen Theoriediskurs gebaute Selbstverständnis der Diskussionsgrundlage ins Wanken. Wir verstanden einander zunächst nur bedingt, was weniger am sprachlichen Können lag als vielmehr an inhaltlichen Elementen, die für die jeweils anderen fremd und schwer einzuordnen waren. Das war zunächst nur schon der Begriff der «Theorie(n) Sozialer Arbeit», der auf Französisch irritierend wirkte. Auf deutschsprachiger Seite bestand

die Herausforderung darin, einzuordnen, an welchen Orten und von welchen Akteur:innen Debatten zur Wissenschaft und Disziplin Sozialer Arbeit in der französischsprachigen Welt geführt werden und auf welche Bezugspunkte sich diese beziehen (für einen Überblick über die französischsprachige Wissenschaftsdebatte in der Sozialen Arbeit siehe Colombo/Rausis 2024). Aus deutschsprachiger Perspektive stellten sich dann Fragen danach, ob die französischsprachige Debatte einfach nur ein paar Jahre hinterherhinkt. Oder gibt es noch einen ganz anderen Weg, darüber nachzudenken, ob und welche Theorien es für die Soziale Arbeit braucht?

Der ursprüngliche Versuch, verschiedene Theorieansätze mittels – aus dem deutschsprachigen Diskurs entwickelter – Kategorien wie Wissenschaftscharakter, Bezugsproblem der Sozialen Arbeit oder dem normativen Horizont einer Theorie (angelehnt an die Kristallisationspunkte bei Füssenhäuser 2018) vergleichend darzustellen, wurde zunehmend infrage gestellt. Denn dieses Raster erschien für die französischen Texte zum Diskurs der Wissenschaft, Disziplin und – indirekt eben auch Theorien – Sozialer Arbeit als weniger anschlussfähig, da diese nicht derselben Logik der Theoriebildung folgten wie der deutschsprachige Raum. Im Austausch miteinander diskutier(t)en wir intensiv darüber, wie wir aus den beiden Denktraditionen etwas Gemeinsames kreieren können, um im Nachdenken über Theorien der Sozialen Arbeit sprachübergreifend weiterzukommen – und vielleicht einen neuen Denkansatz anzustossen. Es genügt dafür nicht, die andere Sprache zu beherrschen – wie ich immer wieder erlebe –, sondern es braucht ein Verständnis für die historische Entwicklung, die aktuellen Debatten sowie den disziplinären, professionellen und (lokalen) sozialpolitischen Kontext der Sozialen Arbeit. Es geht also nicht nur um einen sprachübergreifenden, sondern um einen sprach*kultur*übergreifenden Dialog.

«Quasi dasselbe mit anderen Worten»

Denken wir darüber nach, wie soziale Innovationen über Sprach(kultur)grenzen hinweg geschaffen werden

können, ist ein Weg zu finden, wie die Kommunikation gewährleistet werden kann. Dies erfordert zunächst, die andere Sprache zu verstehen und sich in dieser bestenfalls auch ausdrücken zu können. Diese Übersetzungsleistung kann, zumindest teilweise, zunehmend über automatisierte Übersetzungsprogramme, die immer besser funktionieren, gelöst werden. Doch dies hat seine Grenzen, denn «quasi dasselbe mit anderen Worten» (Eco 2014) zu sagen braucht notwendigerweise eine Einbettung in die Zielsprache. Die Kunst der Übertragung von Inhalten von einer Sprache in eine andere ist ein Balanceakt zwischen wörtlicher und sinngemässer Übersetzung «unter dem Zeichen der Verhandlung» (Eco 2014: 11).

All diejenigen, die in einem zwei- oder sogar mehrsprachigen Kontext arbeiten, sind mit der Herausforderung vertraut, geschriebenen oder gesprochenen Text so in die andere Sprache zu übertragen, dass es sich in den sprachkulturellen Kontext der Zielsprache einfügt, ohne den Ursprung zu verlieren. Gelingt dies nicht, so führt dies zu Irritationen und Unverständnis und blockiert möglicherweise den Dialog eher, als dass dieser ermöglicht und befeuert wird und zur Entstehung neuer Denkfusionen beitragen kann.

Als Mitarbeiterin einer zweisprachigen Hochschule bin ich immer wieder mit dieser Frage konfrontiert. Vor einigen Jahren war Hans Thiersch an eine Tagung eingeladen, um seine Theorie der Lebensweltorientierung darzulegen. Wir wollten dem französischsprachigen Teil unseres Teams und den Studierenden den im deutschen Sprachraum bekannten Autor und seinen Ansatz näherbringen. Wir sind gescheitert, würde ich rückblickend sagen, wenn ich mich an anschliessende Gespräche mit französischsprachigen Kollegen und Kolleginnen erinnere, für die die Ausführungen schwer zu verstehen und einzuordnen waren. Die Dolmetscher:innen taten sich mit der Simultanübersetzung schwer. Sie verstanden – als Expert:innen für Übersetzung, aber nicht für Soziale Arbeit – nur bedingt die Ausführungen in Deutsch und hatten umso mehr Mühe, eine Simultanübersetzung zu leisten, die für die französischsprachige Kolleg:innenschaft Sinn (im Sinne einer ermöglichenden Integration in ihr

Denkgebäude) ergeben hätte. Und wahrscheinlich war sich Hans Thiersch nicht bewusst, wie er seine Gedanken aufbereiten musste, damit sie in anderen Kontexten anschlussfähig wären.

Nach einer ähnlichen Erfahrung mit den Limitationen der Simultanübersetzung, um komplexe und sehr kontextabhängige Inhalte zu vermitteln, diskutierten wir in der Fachkommission in Bezug auf die Theoriebildung in der Sozialen Arbeit intensiv in der Gruppe weiter. Wir wollten unter der Oberfläche den jeweiligen Diskurs verstehen, die historische Entwicklung sowie den aktuellen Kontext nachvollziehen können. Es braucht Zeit, Bereitschaft und Neugierde, sich auf ähnliche, aber doch völlig andere Denkweisen einzulassen, vielleicht auch mal Abstand zu dem bis anhin als «normal» Verstandenen zu nehmen und einen neuen Blick darauf zu riskieren. Es könnte möglicherweise auch ganz anders gehen, als man es bisher als selbstverständlich angenommen hatte. Dies gilt nicht nur für die Theoriebildung, sondern für alle Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit – und darüber hinaus.

Brücken bauen und/oder Neues schaffen

Im Hinblick auf die soziale Innovation ist zu klären, welches Versprechen der Blick über die Sprach(kultur)grenzen überhaupt einlösen kann. Hierbei sind zwei mögliche Zielorientierungen zu unterscheiden: Zum einen kann der mehrsprachige Dialog als «Brücke» für Wissenstransfer gerahmt werden. Wir haben es dementsprechend mit zwei relativ stabilen getrennten «Landschaften» zu tun, zwischen denen ein Dialog aufgespannt und Ideenaustausch organisiert wird. Wenn ich auf meinen eigenen Erfahrungsschatz zurückgreife, so habe ich das etwa während der Entwicklung eines französischsprachigen Weiterbildungsprogramms im Kindesschutz gesehen, in welches wir Vortragende aus der Deutschschweiz einbezogen, um neue, auf Deutsch entwickelte Abklärungsinstrumente im französischsprachigen Teil der Schweiz bekannt zu machen. Dies mit dem Ziel, den Horizont der Teilnehmenden zu erweitern und so möglicherweise dazu beizutragen, dass Inhalte, die in einem

Landesteil entwickelt wurden, auch in einem anderen Sprachraum Eingang finden. Dies erschien umso einleuchtender, da Soziale Arbeit in der Schweiz in ein und denselben nationalstaatlichen Kontext eingebettet ist und somit einen gemeinsamen Rahmen hat. Aufgrund der Sprach(kultur)barriere ist dieser Wissenstransfer jedoch nicht immer einfach, und Quebec (das französischsprachige Kanada) erscheint in der Westschweiz zuweilen näher als die Deutschschweiz. Gleiches gilt sicherlich auch für die Deutschschweiz, der manches Mal Deutschland oder sogar der angelsächsische Raum zugänglicher erscheint als französischsprachige Innovationen.

Zum Zweiten kann sprach(kultur)übergreifende Zusammenarbeit nicht nur dem Brückenbau (im obigen Sinne) dienen, sondern darüber hinausgehen. Es geht dann nicht nur darum, die Verbindung zwischen zwei voneinander getrennten Teilen zu schaffen, sondern darum, aus dieser Verständigung «neue Pfade» ins noch Unbekannte zu entwickeln. Dies würde ich als unser Bestreben mit der Fachkommission Theorie beschreiben: Es geht nicht nur darum, die Diskurse der anderen Sprachkultur zu verstehen und vielleicht die eine oder andere Idee in den eigenen Diskursraum mitzunehmen. Vielmehr unternehmen wir den Versuch, aus der Zusammenführung dieser unterschiedlichen Welten einen neuen, gemeinsamen Weg zu entwickeln, wie Theoriebildung und Disziplin Sozialer Arbeit sprach(kultur) übergreifend gefasst werden kann. Ob und wie uns dies gelingen wird, steht noch offen. Die Herausforderung, aus festgetretenen Pfaden auszusteigen, ist uns jedoch gewiss und erfordert immer wieder ein Loslassen des Gewohnten. In mehrsprachigen Forschungsteams, wie ich sie in verschiedenen Konstellationen erlebt habe, bietet sich ebenfalls diese wechselseitige Befruchtung von Ideen durch verschiedene sprachkulturelle Hintergründe in der Konzeption, Durchführung und vor allem auch der Interpretation der gewonnen Daten. Zeit und offene Räume, um sich auf diese gegenseitigen Verstehensprozesse einzulassen, einander zuzuhören und die eigene Sichtweise nachvollziehbar zu machen, sind unabdingbar. Die Suche nach Begriffen und Konzepten, die in beiden Sprachen «funktionieren», fand ich

jeweils besonders ertragreich, da sie erfordern, zum einen präzise und klar zu formulieren und zum anderen flexibel und kompromissbereit zu sein sowie Neues auszuprobieren.

Müssen wir nun alle zweisprachig werden?

Es dürfte klar geworden sein, dass als zentraler Punkt immer wieder auftaucht, miteinander kommunizieren und Dialog führen zu können. Dies bedingt in erster Linie eine gemeinsame Sprache. Oder besser gemeinsame Sprachen, nach dem in Bundesbern bekannten Prinzip des «Alle sprechen ihre Sprache», was zumindest ein passives Verständnis der jeweils anderen Sprache(n) erfordern würde. Damit ist es aber noch nicht getan, denn diese gemeinsame(n) Sprache(n) ermöglichen erst den tatsächlichen Kern, nämlich verständlich über die Sprach(kultur)grenzen hinweg Inhalte diskutieren zu können.

Als Beispiel möchte ich hier eine über einen längeren Zeitraum geführte Diskussion zu konzeptuellen und theoretischen Begriffen in der Sozialen Arbeit im Rahmen des Kompetenzzentrums «Profession und Organisation» an unserer Hochschule anführen. In einer Gruppe näherten wir uns dem französischen Begriff der «posture» an, was relativ einfach wörtlich in «Haltung» übersetzt werden kann. Wir waren uns schnell über die Gemeinsamkeiten des Begriffs einig, länger brauchten wir hingegen, bis wir gemerkt haben, dass es doch essenzielle Unterschiede darin gibt, was in den Begriff der «posture» bzw. «Haltung» hineingepackt wird. Die verwendete französischsprachige Literatur bezog sich primär auf die Beziehungsebene und die direkte Begleitung der Adressatinnen und Adressaten Sozialer Arbeit durch die Fachperson (u.a. Le Bossé 2016; Paul/Fabre 2020). Deutschsprachige Definitionen beziehen darüber hinaus auch die Wissensebene ein und machen professionelle Haltung auch daran fest, dass theoretisches und wissenschaftliches Wissen in das praktische Handeln einbezogen werden (u.a. Becker-Lenz/Müller-Hermann 2009; Domes/Wagner 2020; Müller 2017). Haltung im Sinne einer fachlichen Positionierung fliesst nicht in

die französischsprachige «posture» ein, sondern wird in einem anderen Konzept, dem «positionnement», verhandelt. Die grobe Nachzeichnung unseres Diskussionsprozesses veranschaulicht die Suchbewegungen, die manchmal nötig sind, um sich auch im Detail und nicht nur an der Oberfläche zu verstehen – und um dann eben gegebenenfalls ein Stück gemeinsam weitergehen zu können.

Nun stellt sich dennoch die Frage, was der Dialog über die Sprach(kultur)grenzen hinweg bringt, wenn er doch mit sehr viel Aufwand verbunden zu sein scheint, um nur schon die sprachliche Verständigung zu gewährleisten. Neben einem generellen Nutzen – wie wir ihn auch im internationalen und interkulturellen Austausch sehen –, nämlich den Horizont zu erweitern, das Gewohnte zu relativieren und Verständnis füreinander zu entwickeln, stellt sich die Frage in der Schweiz noch einmal intensiver. Wenngleich die föderalistische Struktur der Schweiz dazu führt, dass die einzelnen Kantone und Sprachregionen vieles autonom gestalten und bestimmen können, besteht doch immer die nationale Klammer, die ein gemeinsames Fundament für die darauf aufbauende Vielfalt legt. Dies macht meines Erachtens das gegenseitige voneinander Lernen und den Austausch besonders fruchtbringend und notwendig.

National agierende Verbände übernehmen häufig diese Vermittlerfunktion, um den sprachübergreifenden Dialog zu fördern, ohne dass alle zweisprachig sein müssen. So wird die Fachzeitschrift SozialAktuell seit ein paar Jahren zweisprachig erarbeitet und alle Artikel werden in die jeweils andere Sprache übersetzt, die dann in einem französischen und einem deutschen Heft erscheinen. Den Fachpersonen wird möglich gemacht, direkt zu lesen, was die Soziale Arbeit in der anderen Sprachregion beschäftigt. Verbände wie die KOKES für den Kindes- und Erwachsenenschutz oder das SKJV für den Justizvollzug – um nur zwei Beispiele zu nennen, die mir bekannt sind – betreiben grosse Anstrengungen, um den nationalen Dialog in Tagungen anzuregen und Dokumente in allen Sprachen verfügbar zu machen.

Das zweisprachige Studium, wie es an der Hochschule für Soziale Arbeit im Wallis geboten wird, eröffnet Studierenden bereits in der Ausbildung die Möglichkeit, sich parallel mit Theorien und Methoden der

Sozialen Arbeit auf Deutsch und Französisch auseinanderzusetzen und diese zueinander in Bezug zu setzen. Dies ermöglicht Studierenden, bereits im Studium Referenzen aus beiden Sprachräumen zum Beispiel in schriftliche Reflexionsarbeiten einfliessen zu lassen, wie ich als Dozierende in einem Modul gegen Ende des Studiums erfahren durfte. Ein laufendes Projekt von Evelyne Thönnissen Chase und Karine Darbellay zur Entwicklung von professioneller Identität während des Studiums, das alle drei Studierendengruppen (deutsch, französisch und zweisprachig) einbezieht[2], lässt interessante Einsichten auch dahingehend erwarten, wie Studierende ihre professionelle Identität in der Verschmelzung eines zweisprachigen Studiums herausbilden.

Fazit

Offenheit ist nicht zwingend mit Sprachkompetenzen verbunden, diese erleichtern das Verstehen, Aneignen und Übertragen von Inhalten jedoch beträchtlich. Mehrsprachigkeit in Forschung und Lehre kann dazu beitragen, sich nicht nur neue Horizonte zu erschliessen, sondern sprach(kultur)übergreifend gemeinsam neue Pfade zu erkunden. Eine so entwickelte Innovation erhöht vermutlich – sofern dies das Ziel ist – die Anschlussfähigkeit in verschiedenen Sprachregionen. Die Arbeit an einer zweisprachigen Hochschule und die damit strukturell verankerte Nähe zur anderen Sprachregion erleichtert und erfordert die Auseinandersetzung mit der «anderen Welt». Mehrsprachigkeit kann vor diesem Hintergrund soziale Innovationen fördern, ist aber keine Voraussetzung dafür. Wie jeder andere Blick über den Tellerrand des eigenen Wirkungsbereichs hinaus stellen der Dialog und die Zusammenarbeit über die Sprachgrenze hinweg einen enormen Gewinn dar.

Julia Emprechtinger, MA Soziale Arbeit, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule und Höheren Fachschule für Soziale Arbeit, HES-SO Valais-Wallis.
julia.emprechtinger@hevs.ch

Literatur

Becker-Lenz, R./Müller-Hermann, S. (2009): Die Notwendigkeit von wissenschaftlichem Wissen und die Bedeutung eines professionellen Habitus für die Berufspraxis der Sozialen Arbeit. In: R. Becker-Lenz et al. (Hg.): Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven (3. Auflage, S. 203–229). Springer VS.

Colombo, A./Rausis, A. (2024): Soziale Arbeit—Eine wissenschaftliche Disziplin im Dienste der sozialen Gerechtigkeit? In: M. Krebs/ I. Abderhalden (Hg.): Soziale Arbeit weiterdenken. Festschrift für Peter Sommerfeld. Springer VS.

Domes, M./Wagner, L. (2020, Juli 23): Haltung (Gesinnung) [online]. Socialnet Lexikon. https://www.socialnet.de/lexikon/14924 (Zugriff 6.6.2024).

Eco, U. (2014): Quasi dasselbe mit anderen Worten: Über das Übersetzen (B. Kroeber, Übers.; 3. Auflage). Deutscher Taschenbuch Verlag.

Füssenhäuser, C. (2018): Theoriekonstruktion und Positionen der Sozialen Arbeit. In: H.-U. Otto et al. (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit (6., überarbeitete Auflage). Ernst Reinhardt Verlag. S. 1734–1747.

Le Bossé, Y. (2016): Sortir de l'impuissance: Invitation à soutenir le développement du pouvoir d'agir des personnes et des collectivités. Éditions ARDIS.

Müller, B. (2017): Sozialpädagogisches Können. Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit (8. Auflage, aktualisiert und erweitert von Ursula Hochuli Freund). Lambertus.

Paul, M./Fabre, M. (2020): La démarche d'accompagnement: Repères méthodologiques et ressources théoriques (2e éd. revue et augmentée). De Boeck supérieur.

1 Der Studienplan – der für den gesamten Fachbereich Soziale Arbeit der HES-SO gilt – ist in Deutsch und Französisch parallel organisiert, sodass in beiden Sprachen die Unterrichtsmodule unter demselben Titel, aber sprachbezogen inhaltlich gefüllt stattfinden. Dies ermöglicht ebenso ein gut strukturiertes zweisprachiges Studium, bei welchem die Module aus beiden Sprachen kombiniert werden.

2 https://www.hevs.ch/de/projets/konstruktion-der-professionellen-identitat-von-studierenden-der-sozialen-arbeit-im-deutschsprachigen-franzosischsprachigen-und-zweisprachigen-ausbildungsmodus-an-der-hests-valais-wallis-206286 (Zugriff 6.6.2024).

Soziale Innovation '24

Fachgespräch: «Einen gemeinsamen Rahmen schaffen, der Innovationen im Kleinen zulässt»

Pascal Engler und Marcel Krebs im Gespräch mit Nadia Bisang und Franziska Eckmann

Welche Bedeutung hat die Mehrsprachigkeit bei nationalen Fachstellen und Verbänden? Welche Innovationspotenziale und Herausforderungen ergeben sich dadurch? Wie zeigen sich durch die Mehrsprachigkeit Chancen und Risiken im beruflichen Kontext? Diese Fragen diskutiert die Redaktion im Gespräch mit Nadia Bisang, Co-Geschäftsleiterin AvenirSocial (Berufsverband Soziale Arbeit Schweiz) und Franziska Eckmann, Leiterin Infodrog (Schweizerische Koordinations- und Fachstelle Sucht).

Engler, Pascal/Krebs, Marcel (2024): «Einen gemeinsamen Rahmen schaffen, der Innovationen im Kleinen zulässt». Fachgespräch mit Franziska Eckmann und Nadia Bisang. In: Soziale Innovation 2024. S. 25–36.

Franziska Eckmann, du bist seit 25 Jahren bei der Fachstelle tätig. Hat Mehrsprachigkeit für dich bei Infodrog noch etwas Überraschendes?

Franziska Eckmann Das ist eine schöne Frage. Bei uns geht es immer um Mehrsprachigkeit, denn am Schluss müssen unsere Ergebnisse und Dokumente mindestens in zwei Sprachvarianten vorliegen. Die Sprache allein überrascht mich nicht unbedingt; als Koordinationsstelle des Bundesamtes für Gesundheit arbeiten wir für die ganze Schweiz, da ist der Föderalismus im Alltag für uns prägender als die Sprache. Die Kantone sind unterschiedlich organisiert und verfügen über unterschiedliche Ressourcen. Entscheidend sind dann aber die politischen Verhältnisse, die darüber entscheiden, ob überhaupt etwas umgesetzt werden kann. So sind neben der Sprache auch andere strukturierende Prinzipien zu erwähnen wie zum Beispiel die Stadt-Land-Situation.

Die Überraschung zeigt sich im Kleinen und ist nicht nur sprachgebunden. Wir treffen zum Beispiel auf innovative Projekte in kleinen Regionen, die wir nicht erwartet hätten und die grössere Regionen schon länger versuchen umzusetzen, aber es gelingt nicht.

Bei nationalen Tagungen und Austauschplattformen erlebe ich die Mehrsprachigkeit als grossen Gewinn mit wertvollen Momenten. Dieser Austausch ist durch gegenseitigen Respekt geprägt, die unterschiedlichen Realitäten werden ernst genommen. Offenheit und Zuhören prägen diesen Austausch. Das funktioniert gut. Voraussetzung dafür ist natürlich, dass bei der Zusammensetzung der Gruppen alle Sprachregionen berücksichtigt werden und dem gegenseitigen Verstehen Gewicht beigemessen wird. Somit braucht es auch Übersetzungsleistungen. Manchmal braucht es dann auch eine Simultanübersetzung, wenn die finanziellen Ressourcen dies überhaupt ermöglichen.

Nadia Bisang, bei dir ist die Situation etwas anders. Du bist erst seit einem halben Jahr in der Co-Leitung von AvenirSocial. Wann ist dir die Mehrsprachigkeit als Herausforderung aufgefallen? Inwiefern findest du Gemeinsamkeiten zu deiner vorherigen Stelle bei Caritas?

Nadia Bisang Die Mehrsprachigkeit ist mir vom ersten Tag an aufgefallen. Und zwar als Herausforderung, mit positiven und manchmal auch negativen Momenten. Wir sind aktuell in einem schon längeren Prozess der Überarbeitung des Berufskodexes. Für dieses Dossier bin ich zuständig. Da habe ich schnell gemerkt, dass das Zusammenbringen der beiden Kulturen anspruchsvoll ist.

Ich erlebe es eigentlich nicht als Unterschied zu meiner Tätigkeit bei Caritas, denn ich finde, es geht immer darum zu klären, was das Gemeinsame ist und wo wir voneinander profitieren können. Bei AvenirSocial geht es darum, die Schnittmenge zu finden, sich auf gemeinsame Positionen zu einigen, damit wir als nationaler Verband zusammen unterwegs sein können. Dies ist unsere Aufgabe: Wie verstehen wir gemeinsam die Soziale Arbeit? Welche Werte und Prinzipien verbinden uns?

Einen grossen Unterschied zu meiner Stelle, die ich bis vor Kurzem beim Kanton Zürich innehatte, stelle ich aber fest: Mehrsprachigkeit existierte im Arbeitsalltag in der kantonalen Verwaltung nicht. Auch deshalb habe ich mich sehr auf meine neue Anstellung bei AvenirSocial gefreut: mit einem zweisprachigen Team unterwegs zu sein. Ich erlebe die Erfahrung der Mehrsprachigkeit als Bereicherung in der Teamzusammenarbeit und schätze den damit verbundenen nationalen Kontext über die Kulturen hinweg.

Was ist die Bereicherung, wenn aufgrund der Mehrsprachigkeit das Gemeinsame, eine Schnittmenge und Kompromisse gesucht werden müssen?

NB Es ist eben «sowohl als auch»: Es kann sein, dass durch diesen Austausch ein Kompromiss gesucht wird, eine Reduktion auf das Gemeinsame. Damit geht auch etwas verloren. Zugleich ist es so, dass durch die Sprache eine Orientierung gegen aussen stattfindet. So fliessen in der Deutschschweiz Überlegungen aus Deutschland oder Österreich ein und in der Westschweiz aus Frankreich oder Kanada. Dies bereichert und erweitert die Diskussionen, und die Ideen und Möglichkeiten werden vielfältiger.

Deine Aussagen beziehen sich darauf, sich inspirieren zu lassen. Wie lässt sich dies auf die konkrete Zusammenarbeit beziehen? Wäre dies noch einmal eine andere Ebene?

NB Für mich gibt es hier auch wieder beides. Einerseits braucht es Einigung und diesbezüglich die Zusammenarbeit. Andererseits lassen regionale Lösungen in der Schweiz viele Freiräume offen, dass zum Beispiel die Kantone vieles für sich gestalten können. Dadurch ergeben sich vielfältige Möglichkeiten, wie etwas umgesetzt werden kann. Dann ist nicht nur die Sprache entscheidend, sondern – wie dies Franziska einleitend gesagt hat – strukturelle Gegebenheiten werden wichtig. Auf den Verbandskontext übertragen bedeutet dies, dass eine fachliche Grundlage national umgesetzt werden soll, beispielsweise eine Broschüre zu Arbeitsbedingungen in der Sozialen Arbeit. Hierbei braucht es Zusammenarbeit und Einigung auf das Wesentliche im nationalen Kontext. Oder es geht um lokale Aktivitäten zu Arbeitsbedingungen, die von den Regionen des Verbandes ganz unterschiedlich gestaltet werden können, wie Petitionen, Veranstaltungen oder politische Massnahmen.

FE Das ist eine entscheidende Frage: Auf was einigt man sich, auf welcher Flughöhe? Im Suchtbereich gibt es beispielsweise eine gemeinsame Qualitätsnorm, die QuaTheDA. Es ist zentral, dass diese für die ganze Schweiz gültig ist. Sie ist ursprünglich aus einer gewissen Notwendigkeit und dem Druck heraus entstanden, dass das Bundesamt für Sozialversicherung die Qualitätsvorgaben für subventionsberechtigte Institutionen verlangte. Das hat ermöglicht, dass der Fachbereich in relativ kurzer Zeit einen gemeinsamen Referenzrahmen erhielt. Solche Richtlinien sind wichtig, auch zur Orientierung, wenn neue Angebote aufgebaut werden. Es darf aber nicht einschränken. Insbesondere auf der Ebene der kantonalen Angebote, Projekte und Methoden braucht es eine Vielfalt und die Möglichkeit, dass sich Angebote lokalen Gegebenheiten und Notwendigkeiten anpassen. Eine solche Notwendigkeit zeigt sich aktuell z. B. in Genf, wo der Crackkonsum zum Problem

wurde und Notfallpläne erstellt wurden, für welche sich nun auch Städte in der Deutschschweiz interessieren.

Es ist aber nicht so, dass Lösungen, die an einem Ort funktionieren, einfach so auf einen anderen Ort übertragen werden können. Es braucht ebenso viele andere Voraussetzungen, damit es funktioniert. Und dennoch und gerade deshalb ist die Verständigung über gemeinsame Rahmenbedingungen und Normen – so wie Nadia dies zum Berufskodex erzählt hat – wichtig.

Und dann kommt es darauf an, ob ein Druck besteht, dann einigt man sich schneller, und wenn der Prozess offener angelegt ist, dann wird die Umsetzung erfahrungsgemäss langwieriger.

Könnte man eure Ausführungen so zusammenfassen: Es braucht bei nationalen Organisationen einen gemeinsamen Rahmen, der Vielfalt und Innovationen zulässt?

NB Ja, bei uns ist es so. Unser Verband besteht aus neun Regionen, in welchen viele Fachpersonen ehrenamtlich mitarbeiten. Der Rahmen ist die Präsenz des Berufsverbands in der Region. Welche Aktivitäten in den Regionen geplant und umgesetzt werden, liegt aber ganz bei den Regionen: Ob sie einen Stammtisch anbieten, Informationsveranstaltungen an Hochschulen durchführen oder fachliche und politische Diskussionen organisieren – die Entscheidung liegt bei ihnen. Wichtig ist, dass dieser Rahmen flexibel für unterschiedliche Vorgehensweisen und Innovationen gestaltet ist. Der Rahmen ist öffnend, nicht schliessend.

FE Unsere Aufgabe ist genau die Förderung der Vielfalt und Innovationen im Rahmen der Vier-Säulen-Politik. Als nationale Koordinationsstelle können wir nicht einfach etwas überstülpen und behaupten: «Das ist es jetzt für alle.» Es geht auch darum, Zugänge zu den Hilfsangeboten für möglichst viele Personen zu schaffen. Wir haben dies zum Beispiel mit der Online-Beratung *SafeZone* so gefördert, dass eine gemeinsame IT-Lösung für alle 26 Kantone zur Verfügung steht, welche dann individuell von den Fachstellen genutzt und in deren Kontext individuell beraten wird.

Angebote wie SafeZone *oder der Referenzrahmen QuaTheDA sind übergeordnet und ermöglichen Vielfalt. Genau das ermöglicht aber auch den Vergleich in der Umsetzung. Wenn Unterschiedliches entsteht, dann kann man ja voneinander lernen. Wie erlebt ihr das?*

FE Je nachdem waren Angebote und Projekte schon vorher da. Es ist ein Wechselspiel: Es braucht diese Dynamik und die Energie der Fachpersonen, die Bottom-up-Angebote und Ideen entwickeln. Dies ist wichtig. So starteten die *Drug Checkings* vor Jahren mit ein paar wenigen Angeboten, nun wollen dies immer mehr Stellen umsetzen. In der Zwischenzeit bestehen Richtlinien, Berichte wurden verfasst, ein Monitoring etabliert, Warnungen werden zentral publiziert und es wird ein einheitlicher Fragebogen für die ganze Schweiz für die Beratungen verwendet. Infodrog unterstützt die Angebote mit diesen Koordinationsleistungen und neue interessierte Fachstellen können sich dem Netzwerk anschliessen, ohne selbst alles neu erfinden zu müssen. Dies ist ein Weg, wie die Innovation nachhaltig in einen Regelbetrieb überführt werden kann und andere davon profitieren können.

Es ist ein wechselseitiger Prozess, der in beide Richtungen gehen kann. Ein weiteres aktuelles Beispiel ist das Thema des *Housing First*, das unterschiedlich interpretiert und umgesetzt wird. Mit der Coordination Nationale fördert Infodrog den gesamtschweizerischen Austausch und die Entwicklung von *Housing First* in allen Sprachregionen.

Ist im ehrenamtlichen Setting der Aufwand in einem mehrsprachigen Kontext grösser, weil die Mehrsprachigkeit Mehrarbeit beinhaltet?

NB Auf jeden Fall bedeutet die Mehrsprachigkeit Mehraufwand, nur schon durch die hohen Übersetzungskosten, die laufend anfallen. Und im ehrenamtlichen Kontext ist es noch aufwendiger, da die Zusammenarbeit über Sprachgrenzen hinweg freiwillig ist. Aber: Als Verband besteht eine Verpflichtung, diesen Dialog zu organisieren und zu ermöglichen. Deshalb

finden alle unsere Anlässe auch zweisprachig statt und man lässt sich somit darauf ein, wenn man an ein nationales Treffen oder einen nationalen Austausch geht. Die Personen, die daran teilnehmen, profitieren vom Austausch mit den anderen Sprachregionen und den anderen Ideen, sie interessieren sich für das Andere.

FE Das ist bei uns auch so. In *Drug-Checking*-Angeboten zum Beispiel arbeiten viele ehrenamtliche Peers aus der ganzen Schweiz, welche an Vernetzungstreffen oder Schulungen teilnehmen. Gleichzeitig finden eine Valorisierung und eine Sichtbarmachung der Arbeit statt. Im Fokus steht aber auch die Professionalisierung. Zudem geht es darum, Entscheidungsträger:innen zu sensibilisieren, dass diese Projekte hauptsächlich durch das Engagement dieser Privatpersonen funktionieren. Es braucht viel, dass diese Angebote dann als Regelangebote finanziert werden.

NB Das Zusammenkommen dieser Personen und Fachleute aus der ganzen Schweiz zeigt auch die Stärke. Wenn sich hingegen nur Deutschschweizer Fachleute treffen, um ein nationales Thema oder eine Herausforderung zu besprechen, empfinde ich dies als traurig, da eine Chance verpasst wird. Ein Teil des nationalen Aspekts wird damit nicht abgebildet, was bedeutet, dass auch ein Teil der Lösungsfindung fehlt. An einem Austausch zum Fachkräftemangel in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, an dem ich teilgenommen habe, waren nur Deutschschweizer Organisationen eingeladen und anwesend. Und mir ist bewusst geworden: Es fehlen andere Erfahrungen, die wichtig wären. In der Westschweiz gibt es zum Thema Fachkräftemangel beispielsweise momentan aktuellere Zahlen als in der Deutschschweiz. Beide Sprachregionen profitieren von der Diskussion: Was sind gemeinsame Probleme? Wo braucht es nationale Lösungen und wo gibt es bereits regionale Lösungen, die übernommen werden können?

Gibt es denn konkrete Innovationen über Sprachgrenzen hinweg?

FE Die Warnungen aus den *Drug Checkings* beispielsweise basieren auf einer Harmonisierung der Risikoeinschätzung, erarbeitet durch eine Fachgruppe, die aus verschiedenen Sprachregionen, aber auch interdisziplinär zusammengesetzt ist. Daraus entsteht ein Mehrwert und durch das Sichern der Qualität findet eine Entwicklung statt. Und ein zweites Beispiel ist die Online-Beratung *SafeZone*. Es geht ja nicht nur um das Bereitstellen einer IT-Lösung, sondern auch um die Qualitätssicherung: Es finden Schulungen statt und ein Mentorat wird eingerichtet. Weiter finden Treffen der Beratenden statt, bei denen Fälle diskutiert und Methoden ausgetauscht werden.

Ist es richtig, dass SafeZone *ursprünglich mit Deutschschweizer Kantonen gestartet ist? Oder war dies von Anfang an breit verankert?*

FE Wenn wir ein Projekt lancieren, stellt sich immer die Frage, wie wir dies in Bezug auf die Sprachregionen angehen: Starten wir mit allen Regionen gleichzeitig oder mit zwei Regionen? Bei *SafeZone* wollten wir mit allen drei Sprachregionen gleichzeitig starten, haben dann aber gemerkt, dass in der Westschweiz bereits Projekte bestanden, die eine ähnliche Idee hatten. Deshalb war der Bedarf wohl auch zu Beginn etwas geringer und das Interesse am Projekt in der Deutschschweiz und im Tessin grösser. Dies hat sich jedoch im Laufe der Zeit geändert und die Nutzung von *SafeZone* hat auch in der Westschweiz zugenommen.

Bei unseren Projekten ist es häufig der Fall, dass wir zeitversetzt starten, z. B. mit einem Pilotprojekt in einer Sprachregion, das evaluiert und anschliessend auf die Übertragbarkeit auf weitere Regionen geprüft wird. Aktuell sind wir an einem Projekt zum Thema Schadensminderung mit Jugendlichen, das vorerst in der Westschweiz umgesetzt wird.

Ist denn der Diskurs mehrheitlich von der Deutschschweiz dominiert – auch aufgrund der Grösse – oder gibt es Bereiche, die national von der Westschweiz geprägt sind?

NB Dominiert würde ich nicht sagen, aber es gibt natürlich Bereiche, in welchen die Westschweiz innovativer und fachlich besser aufgestellt ist. Ein Beispiel wäre die Soziale Arbeit rund um Gefängnisse oder die Angehörigenarbeit von Strafgefangenen. Dazu gibt es in der Westschweiz innovative Projekte und die Deutschschweiz steht diesbezüglich noch an einem ganz anderen Ort. Das Verständnis, dass Familien, Väter, Mütter, Kinder betroffen sind und es Unterstützungsangebote braucht, ist in der Westschweiz verbreitet und es gibt entsprechende Angebote. Es gibt weitere Bereiche, die von den Fachpersonen in der Deutschschweiz als Innovationsquelle genutzt werden können. Diesbezüglich gibt es sicher noch Potenzial und muss der nationale Austausch weiter gefördert werden.

FE Mir scheint es schwierig, etwas als besser oder weniger gut zu beschreiben. Oder als innovativer in der einen oder anderen Sprachregion. Aus der Not heraus, wenn der Handlungsdruck gross ist – wie zum Beispiel bei der Crack-Problematik in Genf –, können rasch innovative Lösungen entwickelt werden, die eine Vorreiterrolle haben.

Im nationalen Kontext spielt das Kräfteverhältnis eine Rolle, es gibt natürlich viel mehr Deutschschweizer:innen. Ich beobachte teilweise auch Abwehrreflexe, wenn etwas von einer anderen Sprachregion kommt. Dies ist aber gegenseitig. Wenn etwas «von Bern kommt», dann wird dies auch nicht einfach angenommen. Aber aus meiner Sicht ist das verständlich, denn es braucht eine Aneignung, damit der Realität vor Ort entsprochen werden kann.

Was heisst dies auf der normativen Ebene? Gibt es da unterschiedliche Ziele in Bezug auf die Soziale Arbeit und die Suchtarbeit?

FE Es geht um Werte und unterschiedliche Wertvorstellungen. Das zeigt sich an konkreten Massnahmen zum Drogenkonsum. Da dominiert in der Westschweiz eher die Vorstellung, dass die Repression effizienter ist. So sind Konsumräume dort noch viel weniger verbreitet als in der Deutschschweiz. Diese unterschiedlichen

Wertvorstellungen zeigen sich aber in der ganzen Schweiz und äussern sich auch in den politischen Mehrheitsverhältnissen.

NB Und auch Vorstellungen von der Rolle des Staates spielen eine wichtige Rolle. In der Deutschschweiz dominiert eher das Credo, dass die Familie Privatsache ist. In der Westschweiz hingegen ist die Vorstellung stark, dass der Staat Strukturen zur Verfügung stellen soll, wie zum Beispiel die schulergänzende Kinderbetreuung. Damit sind andere Erwartungen verbunden und dies beeinflusst natürlich die Fachpersonen, je nachdem in welchen Strukturen sie unterwegs sind, welches Verständnis dominant ist. Und da Fachpersonen der Sozialen Arbeit oft mit behördlichem Auftrag arbeiten, ist dieser Einfluss besonders ausgeprägt.

Wie zeigen sich diese unterschiedlichen Vorstellungen bei der Erarbeitung eines gemeinsamen Berufskodexes?

NB Eigentlich orientiert sich der Berufskodex an internationalen Werten. Auf dieser Ebene ist es klar und dahinter können alle stehen. Aber sobald es um die konkrete Ausgestaltung geht, stellen sich Fragen wie: Was heisst dies in der Umsetzung und wie verbindlich kann dies eingefordert werden? Von Avenir-Social besteht der Anspruch, dass der Berufskodex ein Grundlagendokument darstellt, welches für alle Fachpersonen der Sozialen Arbeit gilt. Bei der Ausgestaltung dieses Grundlagendokuments zeigen sich zwischen der West- und der Deutschschweiz Differenzen. Die Westschweiz wünscht sich eher eine Checkliste, die zur Kontrolle dient, ob beispielsweise Werte wie der Grundsatz der Selbstbestimmung oder Handlungsmaximen bezüglich der Arbeit mit Adressat:innen erfüllt sind und bei Nichterfüllung eingefordert werden müssen. In der Deutschschweiz hingegen herrscht die Vorstellung vor, dass der Kodex viel offener formuliert sein sollte, eher als Orientierungshilfe dient und damit ein Argumentarium darstellt. Auch die Frage nach den theoretischen Grundlagen ist wichtig. So sind die berufsethischen Theorien der

Deutschschweiz – z. B. Silvia Staub-Bernasconi – in der Westschweiz nicht verbreitet und werden nicht akzeptiert.

Wie geht ihr damit um? Gibt es einen Weg aus dieser Blockade?

NB Wir haben es von unserer Seite unterschätzt, wie die unterschiedlichen Kulturen und Perspektiven zusammenarbeiten sollen. Der erste Entwurf wurde in der Deutschschweiz geschrieben und ist dann übersetzt worden. Dies hat zu einem Eklat geführt. Und nun wird dieser Prozess neu aufgegleist und es soll den unterschiedlichen Bedürfnissen Rechnung getragen werden. Es geht um eine Integration, um das Gemeinsame. Im Moment ist noch unklar, ob wir den Prozess gut abschliessen können. Eigentlich könnte die Deutschschweiz die Romandie einfach überstimmen, weil die Deutschschweiz grösser ist und mehr Mitglieder hat. Aber das möchten wir nicht. Im Moment nimmt die Romandie sehr viel Raum ein, einfach weil sie auf die Barrikade gehen und dadurch den Prozess behindern. Aber es ist wichtig, dass wir als nationaler Verband mit einer Stimme sprechen können.

Risikofaktor Übersetzung?

NB Ja, das ist so. Es braucht mehr, es braucht eine Übersetzung in den Kontext. Mit entsprechenden Fallbeispielen und einem wirklichen Hineindenken in die Logiken und Voraussetzungen der anderen Kulturen und Verständnisse.

FE Und die Übersetzung ist immer auch eine grosse Ressourcenfrage. Wenn man sich auf einer Tagung trifft, in einer Arbeitsgruppe oder in einem Koordinationsgefäss, dann funktioniert das oft relativ gut. Aber in dem Moment, wo man ein gemeinsames Dokument und damit etwas Schriftliches verfassen muss, wird der Aufwand enorm. Man hat dann z. B. drei Versionen in drei Sprachen, die in der Vernehmlassung zu unterschiedlichsten Reaktionen führen, die dann wieder eingearbeitet werden müssen. Bei der Erschaffung

der harmonisierten Definition von Früherkennung und Frühintervention bestanden verschiedene Modelle in den Sprachregionen und das Ziel bestand darin, eine gemeinsame Definition zu finden. Eine weitere Frage ist, ob die Akteure in den Sprachregionen sich dann auch daran orientieren.

Eine letzte Frage: Was ist besonders wichtig, was können wir tun, woran sollten wir weiterdenken?

FE Für mich ist wichtig, immer neugierig und offen für die jeweiligen Realitäten zu sein. Ansonsten kann der Austausch nicht gelingen. Dazu gehört auch, dass wir in die verschiedenen Regionen reisen, dort Sitzungen und Anlässe abhalten.

NB Mir ist es wichtig, für sprachliche und damit auch kulturelle Unterschiede sensibel zu bleiben. Hier ist z. B. ganz wichtig, dass wir als Team schon mehrsprachig sind. Durch die gemischte Teamzusammensetzung sind Fachdiskussionen in Bezug auf Sprachregionen bereits im Arbeitsalltag gewährleistet, was die Sensibilität und den Umgang mit der Mehrsprachigkeit stark fördert.

Nadia Bisang, lic. phil., Sozialarbeiterin, Co-Geschäftsleiterin Avenir-Social, Berufsverband Soziale Arbeit Schweiz.
n.bisang@avenirsocial.ch

Franziska Eckmann, lic. phil., Sozialarbeiterin, Leiterin Infodrog, Koordinations- und Fachstelle Sucht.
f.eckmann@infodrog.ch

Pascal Engler, Dr., Sozialarbeiter, Dozent an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
pascal.engler@fhnw.ch

Marcel Krebs, Dr., Soziologe und Sozialarbeiter, Dozent an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
marcel.krebs@fhnw.ch

Sprachregionen übergreifende Zusammenarbeit im Projekt REAS PGV

Therese Straubhaar,
Isabelle Csupor,
Judith Kühr und Simon Süsstrunk

Im Projekt *Regionale Anlaufstellen REAS PGV*[1] wurde in zwei Sprachregionen der Schweiz eine spezifische fachliche Unterstützung für Menschen mit mehrfachen gesundheitlichen und sozialen Belastungen umgesetzt und beforscht. Dazu wurden Fachpersonen geschult, regionale Verbindungen unter Praxisorganisationen aufgebaut sowie eine einheitliche Rahmenmethodik implementiert und deren Wirkung evaluiert. Das vormals geplante synchrone Vorgehen musste einer sprachregional gestaffelten Umsetzung weichen. Die Erkenntnisse aus dem Projekt zeigen: Sprachregionen übergreifende Vorhaben sind höchst voraussetzungsvoll, und der Aufwand kann unterschätzt werden. Zugleich können als unerwartete Nebeneffekte Innovationen entstehen.

Straubhaar, Therese/Csupor, Isabelle/Kühr, Judith/Süsstrunk, Simon (2024): Sprachregionen übergreifende Zusammenarbeit im Projekt REAS PGV. In: Soziale Innovation 2024. S. 39–52.

Über das Projekt REAS PGV

Durch die Initiative zweier Deutschschweizer Sozialarbeiter startete im Frühjahr 2020 das vierjährige Projekt *Regionale Anlaufstellen REAS PGV: Unterstützung bei komplexen gesundheitlichen und sozialen Einschränkungen*.[2] Es wurde als Projekt zur Prävention in der Gesundheitsversorgung (PGV) konzipiert, getragen durch die Geliko (Schweizerische Gesundheitsligen-Konferenz) und finanziell gefördert durch Gesundheitsförderung Schweiz und das Bundesamt für Gesundheit (vgl. GFCH 2022). Mit niedrigschwelligen Regionalen Anlaufstellen (REAS) für Menschen, die sowohl komplexe gesundheitliche als auch soziale Problemstellungen aufweisen, wollten die Gesundheitsligen auf die erkannte Problematik der erschwerten Unterstützung von Patientinnen und Patienten mit Mehrfachbelastungen reagieren (vgl. Vettori et al. 2015). Im Sinne einer nachhaltigen Optimierung der Versorgung an der Schnittstelle Gesundheit und Soziales generierte *REAS PGV* mit Pilotstandorten in der Deutsch- und der Westschweiz auch Erkenntnisse zur Implementierung des beforschten Konzepts an weiteren Standorten in der Schweiz (vgl. Geliko o. J.; Süsstrunk/Lüthi 2022).

Als methodischer Rahmen der REAS und der entsprechenden Fallbegleitungen dient das soziotherapeutische Case Management (SCM) nach Sommerfeld et al. (2016). Aufbauend auf die allgemeine Theorie «Integration und Lebensführung» der Sozialen Arbeit ist diese Methodik insbesondere im Kontext der gesundheitsbezogenen und Klinischen Sozialen Arbeit zu verorten (vgl. Sommerfeld 2021). Im Projekt *REAS PGV* wurde sie umgesetzt, und die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW und die Haute école de travail social et de la santé Lausanne (HETSL/HES-SO) beforschten diese sozialarbeiterischen Interventionen hinsichtlich

a. ihrer Wirkung auf die Lebensqualität der Klientinnen und Klienten,
b. ihrer Outcomes in Bezug auf deren Gesundheit und soziale Handlungsfähigkeit und
c. ihres Nutzens beim Aufbau professioneller Hilfenetze.

Für die Umsetzung des SCM und für die Forschungsanforderungen wurden insgesamt zehn Fachpersonen geschult, eine spezifische Fallführungs- und Diagnostik-respektive Visualisierungssoftware entwickelt sowie – während der Datenerhebung – regelmässige Theorie-Praxis-Reflexionsworkshops durchgeführt.

Der Projektverlauf – anders als geplant

Das Bestreben der Projektleitenden und der Trägerorganisation, eine gute Grundlage zu schaffen, um REAS über das PGV-Projekt hinaus an weiteren Standorten in der ganzen Schweiz zu multiplizieren, führte zum Wunsch, zeitgleich Pilotstandorte in zwei Sprachregionen zu lancieren. So sollten in zwei REAS in der Deutschschweiz und einer REAS in der Westschweiz (bestehend aus drei Gesundheitsligen oder ähnlich tätigen Non-Profit-Organisationen pro Standort) je drei bis vier Sozialarbeitende rekrutiert werden, um dort jeweils rund 60 Stellenprozente für Intake, Triage und Fallführung nach SCM zu übernehmen.

Während für die Deutschschweiz die entsprechenden Praxisorganisationen[3] und Sozialarbeitenden bis zum Projektstart im März 2020 gefunden werden konnten, zog sich – vor dem Hintergrund der Covid-19-Pandemie – eine Praxisorganisation der Westschweiz kurzfristig aus dem Projekt zurück. Damit wurde vorerst nicht nur der geplante dritte Standort in der Westschweiz hinfällig, sondern auch eine Partnerschaft mit einer damit verbundenen französischsprachigen Fachhochschule für die Schulung und Begleitforschung. Weil die Projektleitenden an ihrer Vision und dem Wunsch einer sprachregional übergreifenden Umsetzung von *REAS PGV* festhielten, wurde zeitnah die Suche nach einem neuen REAS-Standort und neuen Kooperationspartnern lanciert. Diese benötigte ihre Zeit, weshalb schliesslich ein sprachregional asynchroner Projektverlauf resultierte.

In der Deutschschweiz absolvierten nach dem ersten organisationalen Aufbau der REAS Bern und Schaffhausen sechs Fachpersonen, über den Zeitraum von Juni bis Oktober 2020 verteilt, eine fünftägige Schulung an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW. In deren

Rahmen wirkten die REAS-Fachpersonen auch bei der Entwicklung der Fallführungs- und Diagnostik- respektive Visualisierungssoftware mit und nahmen so Einfluss auf die Gestalt der im Projekt verwendeten Instrumente. Im November 2020 wurde die REAS-Fallführung an den Standorten Bern und Schaffhausen mit der Datenerhebung für die Begleitforschung lanciert.

In der Westschweiz wurde die Suche nach Praxisorganisationen für den Aufbau einer REAS und nach Sozialarbeitenden oder äquivalent Qualifizierten als künftige REAS-Fachpersonen intensiviert. Um *REAS PGV* bei interessierten Praxisorganisationen in der Westschweiz vorzustellen, war es zur Veranschaulichung der Projektidee hilfreich, dass inzwischen Rückmeldungen aus der Deutschschweizer Schulung sowie Beispiele aus der Umsetzung (Fallführung nach SCM) vorlagen. Ebenfalls hilfreich war die gesicherte Finanzierung für die Schulung und Fallführung aller drei vorgesehenen Pilotstandorte. Dennoch dauerte es bis zum Frühjahr 2022, bis schliesslich drei Organisationen im Kanton Waadt mit je ein bis zwei Fachpersonen die REAS Vaud gründen konnten. Anders als die Deutschschweizer Anlaufstellen war sie geografisch dezentral organisiert und vereinte heterogenere Organisationen.[4] Sie nannte sich zwar ebenfalls REAS, also Regionale Anlaufstelle, entwickelte aber eher ein Selbstverständnis als Netzwerk, rund um den Kern der gemeinsamen Methodik.

Im Juni 2022, also zwei Jahre nach der Deutschschweiz, startete die französischsprachige Schulung von vier REAS-Fachpersonen an der Haute école de travail social et de la santé Lausanne (HETSL/HES-SO). Diese war ebenfalls fünftägig wie die Schulung in der Deutschschweiz und erstreckte sich bis in den Oktober 2022. Das Westschweizer Schulungsteam hatte das Konzept der Deutschschweiz, die dort entwickelte Fallführungs- und Diagnostik- respektive Visualisierungssoftware sowie das Format der Theorie-Praxis-Reflexionsworkshops übernehmen können. Und aufbauend auf die Erfahrungen der Deutschschweiz schienen die Orientierung zur Rahmenmethodik, die Einführung der Software und die Lancierung der Begleitforschung einfacher als beim ersten Durchgang in der Deutschschweiz. Im November 2022 wurde die REAS-Fallführung am

Standort Waadt mit der Datenerhebung für die Begleitforschung lanciert.

Beim fahrenden Zug an Bord kommen …

Der Umstand, dass für die Westschweizer Projektregion bereits konzeptuelle Grundlagen und praktische Erfahrungen aus der Deutschschweiz vorlagen, hatte nicht nur entlastende oder positive Auswirkungen. Die gemeinsame Reflexion der Beteiligten zeigt, wie sensibel sich eine sprachregionale Asynchronität im Projektverlauf auf die Zusammenarbeit auswirken kann.

Am auffälligsten ist die grundsätzliche und unhintergehbare Herausforderung, dass *REAS PGV* im Kern von einem Deutschschweizer Team entwickelt und lanciert wurde. Zwar wurde das REAS-Konzept früh im Prozess auch mit Westschweizer Gesundheitsligen diskutiert, doch war die Westschweiz bei der Planung und theoretischen Fundierung nicht gleichermassen vertreten. Dadurch waren zahlreiche Aspekte des Projekts unweigerlich von der initiierenden Sprachregion her geprägt. Beispiele hierfür sind die theoretischen und konzeptuellen Grundlagen des Projekts (welche auf einem deutsch- und englischsprachigen Korpus basieren), die gewählten Vorgehensweisen zur Akquise von Partnern (bei der lange Zeit keine Westschweizer Vertretung im Projektteam vorhanden war) und die Schulung (in der für die Französischsprachigen unbekannte Konzepte geschult wurden). Wie tief die Prägung durch eine initiierende Sprachregion reichen kann, zeigte sich in unserem Projekt beispielsweise daran, dass der Begriff «Meilenstein» von Deutschsprachigen ohne Weiteres zur Etappierung und Evaluation von Projekten verwendet wird, während die französische Sprache dazu kein direktes Äquivalent kennt.

Trotz der beharrlich verfolgten Intention, das Projekt in zwei Sprachregionen aufzubauen, war die Deutschschweizer Beteiligung initial auf allen Ebenen prägend und vorherrschend. Dadurch stiessen später dazukommende Westschweizer Beteiligte – sowohl zu Beginn als auch im weiteren Verlauf – regelmässig auf kulturelle Eigenheiten, die für sie fremd waren.

Dies vermochte in der Westschweiz grundsätzlich dem (historisch) wohl zu gut bekannten Gefühl Vorschub zu leisten, man werde eingeladen, auf einen fahrenden Zug aufzuspringen. Dabei kann leicht übersehen werden, dass das Deutschschweizer Projektteam, das einen synchronen Aufbau beabsichtigte und mit diesem bis zur Pandemie auf einem guten Weg war, sich nach dem Rückzug der Westschweizer Praxisorganisation (s. o.) faktisch in keiner starken Position befand. Stattdessen bewegte es sich in der Westschweiz – insbesondere bei Verhandlungen mit potenziellen Partnern – häufig auf unbekanntem Terrain (wie z. B. hinsichtlich regionaler Gegebenheiten, relevanter Stakeholder, politischer Prozesse usw.).

Ein Schlüsselfaktor für das Zustandekommen und Gelingen der Sprachregionen übergreifenden Zusammenarbeit war letztlich, dass die Waadtländer Beteiligten den Mut bewiesen, auf den bereits fahrenden Zug aufzuspringen. Allen voran konnte dank persönlicher Kontakte mit zweisprachigen Mitarbeitenden der HETSL/HES-SO im März 2021 eine Zusammenarbeit mit dieser Fachhochschule lanciert werden. Diese stellte in der Folge nicht nur sicher, dass die REAS-Schulung in französischer Sprache angeboten werden konnte. Mit ihr wurde auch das Projektteam erweitert. Und über ihr Netzwerk konnte schliesslich die nötige Anzahl Praxisorganisationen und Fachpersonen – und damit die REAS Vaud – komplettiert werden.

Konzeptuelle Spezialisierung als Stolperstein?

Als das Schulungsteam aus beiden Sprachregionen 2021 die Arbeit aufnahm, um die französische REAS-Schulung in Lausanne vorzubereiten und die Unterlagen dafür bereitzustellen, wurde ihm bald klar: Die acht Grundlagentexte zum methodischen Rahmen und zu den verwendeten Instrumenten (Theorien, Konzepte und methodische Anleitungen) konnten nicht einfach durch ein französisches Pendant ersetzt werden, und es lagen auch keine französischen Übersetzungen dieser Texte vor. So mussten sie – zusätzlich zu Handouts, Postern, Software und Materialien für die künftigen Klientinnen und Klienten – alle bis auf eine Ausnahme professionell

übersetzt werden. Das Projektbudget erlaubte zwar den Einsatz der dafür notwendigen finanziellen Mittel. Doch waren darüber hinaus grosse zeitliche Ressourcen insbesondere der französischsprachigen Dozierenden erforderlich, um die Übersetzungen sprachlich-kulturell zu validieren.

Diese Herausforderung ist zum Teil im Projekt selbst angelegt. Die in der REAS-Schulung vermittelten Inhalte (z. B. die Theorie einer gesundheitsbezogenen Sozialen Arbeit, die Methodik des SCM und das verwendete Instrumentarium) bauen mit einer grossen inneren Kohärenz auf die Theorie «Integration und Lebensführung» von Sommerfeld et al. (2021) auf. Damit ruht REAS in seinem Kern auf dieser Theorie, zu der es jedoch im französischen Sprachraum kein Äquivalent gibt. Somit war es unmöglich, REAS einfach für die französische Schweiz zu adaptieren. Stattdessen mussten die Westschweizer Dozentinnen die spezifischen Wissensbestände einzeln importieren.

War die konzeptuelle Spezialisierung von *REAS PGV* also der Stolperstein – gegebenenfalls sogar ein vermeidbarer? Es gibt Aspekte, die für diese Folgerung sprechen. So hätte vielleicht eine konsequent sprachregional übergreifende Zusammenarbeit bereits bei der Grundlegung des Projekts (z. B. im Rahmen einer paritätisch zusammengesetzten Projektleitung) einige Herausforderungen besser antizipieren oder gegebenenfalls umgehen können. Auf der anderen Seite mussten wir erkennen, dass auch bei einer anderen theoretischen Rahmung und gemeinsamen Grundlegung eine simple (gegenseitige) Übernahme von Konzepten nicht möglich gewesen wäre. Zu verschieden sind heute noch die Theoretisierung und Modellierung von gesundheitsbezogener und Klinischer Sozialer Arbeit in der deutsch- und der französischsprachigen Schweiz.

Für Sprachregionen übergreifende Projekte, Forschungs- und Entwicklungsvorhaben o. Ä. halten wir deshalb als Zwischenfazit fest: Es ist mit einem Mehraufwand zu rechnen, der insbesondere folgende unverzichtbaren Ressourcen einschliesst:

→ Eine ausreichende Anzahl Personen, die beide Sprachen so gut beherrschen, dass eine vertiefte

fachlich-konzeptuelle, methodische und organisationale Verständigung möglich ist. Alle Beteiligten einfach in ihrer Sprache sprechen zu lassen, genügt dem Anspruch der wissenschaftlich-konzeptuellen und methodischen Projektanlage Sozialer Arbeit nicht.

→ Ausreichende zeitliche und finanzielle Mittel zur Gestaltung eines gemeinsamen Lernprozesses, der das Verständnis für die jeweils andersartigen Konzepte, Strukturen, Kulturen usw. fördert. Dazu gehören textliche Übersetzungen und Validierungen genauso wie die gegenseitige Teilhabe an Wissen aus dem eigenen Sprachraum.

→ Die sorgfältige Identifikation von Partnerorganisationen auf den Ebenen Bildung, Forschung und Praxis sowie von geeigneten Fachpersonen, die das Anliegen der Professionalisierung von Sozialer Arbeit mittragen (bzw. im Falle von *REAS PGV*: die Überzeugung teilten, dass es sich lohnt, gesundheitsbezogene Soziale Arbeit weiterzuentwickeln).

→ Seitens der Forschung ist namentlich für eine zweisprachige qualitative Analyse die entsprechende sprachliche und methodische Expertise sicherzustellen. Dabei ist ein besonderes Augenmerk auf das erhöhte Risiko von Fehlinterpretationen zu legen. Sollen erhobene Daten wie z. B. Transkripte übersetzt werden, braucht ein Projekt ungleich mehr Ressourcen (was bei *REAS PGV* nicht der Fall war).

Ein Sprachregionen übergreifender Zusammenhalt entsteht

Der Vorsprung des Projektes in der Deutschschweiz ermöglichte, dass die Beteiligten in der Westschweiz von deren Erfahrungen aus der ersten Schulung und der begonnenen Implementierung profitieren konnten. Erstens war die in der Deutschschweizer Schulung

finalisierte spezifische REAS-Fallführungssoftware bereits aufgebaut, als die französische Schulung begann. Zweitens konnten Lehren aus der schon erfolgten Umsetzung in Bern und Schaffhausen gezogen und für die REAS-Schulung in der Westschweiz genutzt werden. Beim Case-Finding empfahl es sich beispielsweise, nicht mit höchst komplexen Fallsituationen in die Umsetzung zu starten, sondern mit Fällen von mittlerer Komplexität, um erste Routinen mit den neuartigen Instrumenten zu entwickeln. Oder für die Verwendung der Instrumente und damit verbundene Gewinnung von Daten für die Begleitforschung war in der Deutschschweiz ein geeigneter Rhythmus identifiziert worden, der den Westschweizer REAS-Fachpersonen nun in ihrer Schulung kommuniziert werden konnte. Und drittens wirkte es motivierend auf die Westschweizer Beteiligten, in kurzen Videos die Statements von REAS-Fachpersonen aus der Deutschschweiz zu sehen, die – mit einiger praktischer Erfahrung im SCM – ihre Überzeugung für das Projekt und die angewandte Methodik zum Ausdruck brachten.

Zugleich war offensichtlich: Die Regionalen Anlaufstellen REAS für Menschen mit komplexen gesundheitlichen und sozialen Problemstellungen waren zwar national gedacht und gewünscht. Doch trotz allem Effort für ein gemeinsames und synchrones Vorgehen war das Projekt *REAS PGV* zum Zeitpunkt seiner Lancierung in Bezug auf Sprache, Kultur, Logik und Paradigmen deutschschweizerisch geprägt. Einerseits durch den genannten primär deutschsprachigen theoretisch-konzeptionellen Unterbau und andererseits durch die Verzögerung nach dem pandemiebedingten Ausstieg der ersten französischsprachigen Region. Dies bedeutete für die später dazukommenden französischsprachigen Beteiligten, sich auf allen Ebenen in hohem Mass in Vorbestehendes zu integrieren. Ohne die Bereitschaft der Waadtländer Organisationen und Fachpersonen, sich auf Unbekanntes und Unvorhergesehenes einzulassen, hätte eine Sprachregionen übergreifende Zusammenarbeit wohl kaum umgesetzt werden können. Auf der anderen Seite waren die unbeirrte Intention und Ausdauer der Projektleitung und Trägerschaft, das Projekt auch in der Westschweiz umzusetzen, zentrale Faktoren für das Gelingen dieses Weges. Zudem erlaubte die Grösse von *REAS PGV*, die

erforderlichen personellen Ressourcen zur Koordination dieses komplexen Vorhabens zur Verfügung zu stellen.

Mit den nunmehr drei REAS-Standorten und den Westschweizer Vertretungen im Projekt-(Steuerungs-)Team entwickelte sich eine bereichernde Sprachregionen übergreifende Zusammenarbeit. Strategische und organisationale Fragen konnten in einem weiteren Blickwinkel diskutiert werden, und das Gefühl, als regionale Standorte mit einem nationalen Dach gemeinsam verbunden zu sein, wurde stärker. Alle REAS-Standorte und involvierten Fachhochschulen waren durch eine oder mehrere Personen im nationalen Projektteam vertreten, das sich regelmässig – in der Regel über Videokonferenz – traf. Gesprochen wurde vorwiegend Standarddeutsch und wenig Französisch; die Korrespondenz wurde zweisprachig gehalten und die Sitzungen in Deutsch protokolliert. Die hervorragenden Deutschkenntnisse aller Westschweizer Vertretungen waren wiederum ein wesentlicher Faktor für das Gelingen der Zusammenarbeit in diesem Gremium.

Wo Wissen sich verschränkt

Abschliessend soll gezeigt werden, dass es im Projekt *REAS PGV* zur Verschränkung von Wissen kam. In der Absicht, unterschiedliche Wissensbestände fruchtbar zusammenzubringen, stellten die Westschweizer Dozentinnen in der Schulung und den anschliessenden Reflexionsworkshops viele Bezüge zu theoretischen und praktischen Wissensbeständen der Westschweiz her. Ein Nebeneffekt war, dass die anwesenden Deutschschweizer Mitglieder des Schulungsteams auf diese Weise ebenfalls zu Lernenden wurden und fachliche Impulse in die Deutschschweiz zurücktragen konnten.

Ein Beispiel hierfür war die Auseinandersetzung mit der Gestaltung von interprofessioneller Zusammenarbeit: Im französischsprachigen Kanada sind zu diesem Thema zahlreiche Beiträge zu finden, und so entschied sich das Westschweizer Schulungsteam für die Übernahme einzelner Beiträge für die entsprechenden Lehreinheiten mit den REAS-Fachpersonen. Aus der Deutschschweiz war bekannt, dass die Umsetzung der «sozialen Netzwerkarbeit» nach SCM

(vgl. Sommerfeld 2016) noch nicht immer wunschgemäss gelang. So setzte das Team REAS Vaud sich anhand der Beiträge von Couturier und Belzile (2018; 2021) intensiver mit dem Thema auseinander und kam auf einige wertvolle Impulse für das Projekt. Indem die REAS-Koordinatorin diese Impulse mitsamt einer kurzen Paraphrasierung zum kanadischen Beitrag zu den Deutschschweizer REAS-Teams trug, wurde diesen ein neuer Blickwinkel auf interprofessionelle Koordination eröffnet, was wiederum ihre Praxis anregte und veränderte.

Es bleibt zu hoffen, dass diese Verschränkung von Wissen und die gemeinsamen individuellen und organisationalen Lernprozesse, die im Projekt ihren Anfang genommen haben, sich auch in Zukunft weiter fortsetzen werden.

Fazit

Die gesammelten Erfahrungen zur Sprachregionen übergreifenden Zusammenarbeit, die im Rahmen von *REAS PGV* erarbeitet wurden, haben eine hohe Spezifizität. Damit ist ihre Übertragbarkeit auf andere Projekte vermutlich eingeschränkt. Dennoch stellen sie insbesondere auf nationaler Ebene eine Referenz dar, welche diskutiert und kritisiert werden kann und von der man – im Positiven wie im Negativen – lernen kann. Nicht zuletzt bietet das Projekt die Möglichkeit, dass künftige wissenschaftliche Vorhaben von seinen Erfahrungswerten profitieren können.

REAS PGV hatte nicht die primäre Absicht, Innovation im Bereich Sprachregionen übergreifende Zusammenarbeit Sozialer Arbeit zu erzeugen. Aber mit seinem Aufbau in zwei Schweizer Sprachregionen und als Projekt, das auf sehr wenig Vorerfahrungen aufbauen konnte, war Innovation an sich ein stetiges Nebenprodukt. Beispiele für nicht im Projektplan intendierte Innovationen sind:

- Deutschsprachige Theorien, Konzepte und Methoden gesundheitsbezogener Sozialer Arbeit wurden ins Französische übersetzt und französischsprachigen Fachpersonen in ihrer Arbeitssprache vermittelt.

→ Die gewonnenen Grundlagen und Netzwerke (persönlich und institutionell) können für die weitere Entwicklung und Professionalisierung der gesundheitsbezogenen und Klinischen Sozialen Arbeit in der Schweiz genutzt werden.

→ Der Diskurs über Klinische Soziale Arbeit wurde angestossen und lebt nun auch zwischen der Deutsch- und der Westschweiz stärker als zuvor. So wurde z. B. im Herbst 2023 die Fachkommission für gesundheitsbezogene und Klinische Soziale Arbeit der Schweizerischen Gesellschaft für Soziale Arbeit gegründet (vgl. SGSA 2024). Mehrere am *REAS*-Projekt Beteiligte gehören zu den Gründungsmitgliedern.

→ Seitens der Forschung konnten die qualitativen Daten beider Sprachregionen aus der Schulung, Umsetzung und Reflexion der SCM-Methodik von zweisprachigen Forschenden analysiert und aufeinander bezogen werden. Gewonnen wurden Erkenntnisse für die weitere Vermittlung und Anwendung der SCM-Methodik in beiden Sprachregionen sowie für weitere sprachübergreifende Interventionsforschung.

→ Die Offenheit von Westschweizer Fachpersonen der gesundheitsbezogenen Sozialen Arbeit, mit der Deutschschweiz zu kooperieren, ist gestiegen. Unterstützend sind einerseits die im Projekt entstandenen Beziehungen/Netzwerke. Wesentlich ist aber auch der Umstand, dass die Neugier auf Wissen zu Sozialer Arbeit im deutschsprachigen Raum bei Einzelnen zugenommen hat und dass die Deutschschweizer Involvierten ihrerseits über das REAS-Netzwerk auch vermehrten Zugang zu weiteren sozialarbeiterischen Projekten und Innovationen in der Westschweiz haben, welche dann wiederum auch in der Deutschschweiz Aufmerksamkeit erlangen und z. B. zu Fachtagungen eingeladen werden (vgl. z. B. SAGES 2023).

Ein Thema scheint jedoch im Vordergrund zu stehen: Die Frage der Übersetzung muss im Sinne einer Sprachregionen übergreifenden Verständigung und Kohäsion, und zugunsten einer gegenseitigen fachlichen Unterstützung, stärker ins Bewusstsein rücken. Ihr muss mehr Rechnung getragen werden. So müsste auch vermehrt in die deutsche Sprache übersetzt werden, was in der französischen bzw. in der lateinischen Schweiz entwickelt wird. Transfers und Brücken zwischen den Sprachregionen müssten bei Entwicklungen und Innovationen mitgedacht werden. Die Frage wäre zu klären, welche Möglichkeiten, Gefässe und Kanäle es gäbe, um den Wissenstransfer zwischen den Schweizer Sprachregionen zu fördern, und was den Zugang, die accessibilité zum jeweils anderen sprachlichen Feld erleichtert.

Mehr zum Projekt der *Regionalen Anlaufstellen REAS*:
https://www.geliko.ch/project/projekt-regionale-anlaufstellen/ueber-das-projekt/

Therese Straubhaar, MA FHNW in Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt Soziale Innovation, Projektkoordinatorin REAS, Krebsliga Schweiz.
therese.straubhaar@krebsliga.ch

Judith Kühr, D.E.A. de sociologie, adjointe scientifique, Laboratoire de recherche santé-social (LaReSS), HETSL/HES-SO.
judith.kuhr@hetsl.ch

Isabelle Csupor, professeure HES associée, vice-doyenne, responsable cursus de la filière Travail social, HETSL/HES-SO.
isabelle.csupor@hetsl.ch

Simon Süsstrunk, MA FHNW in Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt Soziale Innovation, Dozent FHNW und Co-Projektleiter REAS.
simon.suesstrunk@fhnw.ch

1 Während REAS das Akronym für Regionale Anlaufstellen darstellt, steht PGV für Prävention in der Gesundheitsversorgung. PGV beinhaltet namentlich die Förderung von rund 50 Projekten in den Themenbereichen nichtübertragbare Krankheiten, Sucht und psychische Erkrankungen (vgl. GFCH 2022).
2 Ab Sommer 2024 sind der Forschungsbericht und Publikationen zu erwarten, die vom Projektinhalt und den Ergebnissen der Begleitforschung berichten. Der vorliegende Artikel will ergänzend dazu Einblick in die Besonderheiten der Sprachregionen übergreifenden Zusammenarbeit gewähren.
3 Für REAS Bern die Krebsliga Bern, die Lungenliga Bern und die Rheumaliga Bern und Oberwallis; für REAS Schaffhausen die Krebsliga Schaffhausen, die Lungenliga Schaffhausen und die Beratungsstelle Schaffhausen der Pro Infirmis Thurgau-Schaffhausen.
4 Die Ligue vaudoise contre le rhumatisme, die Antenne romande von FRAGILE Suisse sowie das CMS La Vallée (von den CMS du Nord-vaudois ASPMAD) und das CMS Payerne (von den CMS de la Broye ABSMAD) unter dem Dach der Association vaudoise d'aide et de soins à domicile AVASAD.

→

Literatur

Couturier, Y./Belzile, L. (2018): La collaboration interprofessionnelle en santé et services sociaux. Montréal: Les Presses de l'Université.

Couturier, Y./Belzile, L. (2021): Travail social et santé. Montréal: Les Presses l'Université.

Geliko Schweizerische Gesundheitsligen-Konferenz (o. J.): Regionale Anlaufstellen REAS. Über das Projekt. https://www.geliko.ch/project/projekt-regionale-anlaufstellen/ueber-das-projekt/ (Zugriff 17.2.2024).

Gesundheitsförderung Schweiz GFCH (2022): Projektförderung Prävention in der Gesundheitsversorgung (PGV). https://gesundheitsfoerderung.ch/praevention-in-der-gesundheitsversorgung/projektfoerderung/gefoerderte-projekte (Zugriff 02.04.2024).

Schweizerische Gesellschaft für Soziale Arbeit SGSA (2024). News vom 20.11.2023. https://sgsa-ssts.ch/2023-11-20/ (Zugriff 6.4.2024).

Schweizerischer Fachverband für gesundheitsbezogene Soziale Arbeit SAGES (2023): 3. Nationale Fachtagung. «Integrierte Versorgung: Rolle und Aufgaben der Sozialen Arbeit. https://www.sages.ch/wp-content/uploads/2023/09/Flyer_SAGES_Tagung_2023-2.pdf (Zugriff 6.4.2024).

Sommerfeld, P. (2021): Integration und Lebensführung – Theorie gesundheitsbezogener Sozialer Arbeit. In: S. Dettmers/J. Bischkopf (Hg.): Handbuch gesundheitsbezogene Soziale Arbeit. 2., akt. Aufl. München: Ernst-Reinhardt. S. 28–38.

Sommerfeld, P./Dällenbach, R./Rüegger, C./Hollenstein, L. (2016): Klinische Soziale Arbeit und Psychiatrie. Entwicklungslinien einer handlungstheoretischen Wissensbasis. Wiesbaden: Springer Fachmedien. doi.org/10.1007/978-3-658-11617-0

Süsstrunk, S./Lüthi, H. (2022): Implementierung einer dualen Hilfeleistung bei komplexen gesundheitlichen und sozialen Problemen im REAS-Projekt. In: Case Management, Bd. 19, Nr. 4. S. 199–204.

Vettori, A./Trageser, J./von Stokar, T. (2015): Gesundheitsligen in der Schweiz: Aufgaben, Rolle und Perspektiven. Schlussbericht. Bern: Geliko. https://www.geliko.ch/wp/wp-content/uploads/2022/03/GELIKO_Studienbericht_D_2015.pdf (Zugriff 12.04.2024).

Les dynamiques de collaboration et de co-construction du projet *Objectif Désistance*

Aurélie Stoll

Le projet *Objectif Désistance*[1] a été développé par les entités de probation des cantons de Suisse romande et du Tessin. Il consiste en un concept d'accompagnement pour soutenir les personnes sous mandat de probation à sortir de la délinquance. *Objectif Désistance* repose sur des dynamiques de collaboration et de co-construction par la création d'une communauté de pratique se réunissant à intervalles réguliers. Cet article discute les potentiels de cette communauté de pratique pour surmonter les barrières linguistiques, culturelles et institutionnelles, se sentir acteur ou actrice de sa pratique professionnelle et participer à son évolution.

→ Eine deutsche Version dieses Artikels findet sich auf: *soziale-innovation-fhnw.ch/fachzeitschrift*.

Stoll, Aurélie (2024): Les dynamiques de collaboration et de co-construction du projet *Objectif Désistance*. In: Zeitschrift Soziale Innovation 2024. S. 55–66.

Le projet *Objectif Désistance*

Développé par la Commission latine de probation (CLP) et financé à titre de projet pilote par l'Office fédéral de la justice (OFJ) entre 2019 et 2023, *Objectif Désistance* réunit les services de probation du Concordat latin sur l'exécution des peines privatives de liberté et des mesures concernant les adultes, à savoir les cantons de Fribourg, Genève, Jura, Neuchâtel, Tessin, Valais et Vaud. Il a pour but de penser conjointement et d'agir en faveur de processus de désistance, autrement dit encourager des parcours de sortie de délinquance (CLP 2023; Grossrieder et al. 2023).

Objectif Désistance participe à (re)penser les politiques et les pratiques du domaine afin de parvenir à répondre adéquatement aux missions dévolues à l'assistance de probation selon l'art. 93 du Code pénal suisse (CPS). Selon cette disposition, les services de probation doivent préserver les personnes prises en charge de la commission de nouvelles infractions et favoriser leur intégration sociale. Dans le contexte d'un système d'exécution des sanctions pénales orienté sur les risques au niveau national et du développement croissant de l'approche de la désistance au niveau international, laquelle se centre sur les forces et les ressources des personnes judiciarisées, *Objectif Désistance* ambitionne la recherche d'un juste équilibre entre la gestion du risque et la valorisation des ressources des personnes accompagnées. Il repose sur l'affirmation d'un ensemble de concepts théoriques et pratiques d'une part, mais aussi de valeurs partagées d'autre part.

Après une brève description d'*Objectif Désistance*, cette contribution discute ses dynamiques de collaboration et de co-construction à l'appui des éclairages de trois de ses membres œuvrant dans des rôles et des positions hiérarchiques différentes. Elle discute ensuite comment ces dynamiques collaboratives et de co-construction peuvent contribuer à surmonter la présence de barrières linguistiques, culturelles et institutionnelles.

Les fondements d'une démarche collaborative et co-construite

Objectif Désistance est l'œuvre d'un consensus et d'un engagement participatif de l'ensemble de ses membres, se profilant comme le résultat de multiples conciliations paradigmatiques, professionnelles et opérationnelles. À l'automne 2014, sous impulsion de la CLP, qui réunit les directeurs et directrices des entités de probation du Concordat latin, un état des lieux de leurs activités respectives en milieu ouvert est élaboré par l'École des sciences criminelles de l'Université de Lausanne (ESC-UNIL) (Loup/Jendly 2015). Des tables de concertation réunissant un professionnel ou une professionnelle de chaque canton débutent pour élaborer conjointement un dispositif d'accompagnement des personnes sous mandat de probation. Ces initiatives rendent compte d'une grande disparité de pratiques entre les cantons pourtant parties au même Concordat, mais aussi des points de rencontre forts entre leurs entités. Elles traduisent une volonté manifeste de renforcer leurs collaborations et de faire évoluer les politiques et les pratiques du domaine pour remplir les exigences à la fois de surveillance et d'aide dévolues à la probation par le législateur (art. 93 CPS). Une demande de subside est déposée auprès de l'OFJ, qui accepte de financer ce dispositif d'accompagnement visant à une application concrète des concepts théoriques et pratiques de l'approche de la désistance.

Prévu pour une durée initiale de trois ans, prolongée d'une année en raison de la crise sanitaire de la COVID-19, *Objectif Désistance* a d'abord été mis en œuvre sous la forme d'un projet pilote de janvier 2019 à janvier 2023. Deux contributions majeures en découlent. La première consiste en le développement d'accompagnements probatoires et de matériaux de travail valorisant les forces et les ressources des personnes judiciarisées et l'établissement de relations soutenantes autour d'elles. La seconde consiste en le développement de nouvelles fonctions au sein de la probation et la création de postes de coordinateurs-animateurs et coordinatrices-animatrices de réseau intercantonal (CoAns). Trois missions principales sont constitutives du travail des CoAns. Premièrement, l'organisation d'activités socio-culturelles collectives

réunissant des personnes sous mandat de probation et la création de groupes de soutien par les pairs. Deuxièmement, le déploiement sur le territoire concordataire d'événements ponctuels destinés à tisser des liens entre personnes accompagnées par la probation et membres de la société civile. Troisièmement, la ritualisation de parcours de sortie de délinquance par la tenue de rencontres dédiées à souligner les accomplissements des personnes accompagnées par la probation et attester de la fin de l'intervention du système pénal.

Ces contributions, qui visent à soutenir les parcours de sortie de délinquance durant les entretiens individuels menés par les agents et agentes de probation ou dans la collectivité au travers du travail des CoAns, résultent aussi de dynamiques collaboratives et de co-construction. Au-delà des rencontres régulières en lien avec l'organisation et le fonctionnement d'*Objectif Désistance*, au niveau des membres du directoire du projet (CLP) et au niveau de son comité exécutif (Comex) formé d'une direction exécutive et d'une personne chargée de projet par canton, *Objectif Désistance* a été rythmé de moments d'échanges réunissant l'ensemble de ses membres, de manière régulière et à tous les échelons hiérarchiques. Tout au long des quatre années de projet pilote, 40 spécialistes de la probation ont partagé séances de formation, ateliers-supervisions, discussions intercantonales par visioconférence et séminaires annuels à intervalle d'une rencontre toutes les six semaines environ.

Au fil du temps, cet ensemble d'experts et expertes s'est progressivement constitué en une communauté de pratique intercantonale. Les communautés de pratiques (Daele 2009 ; Wenger 1998) consistent en la réunion de personnes autour d'une thématique spécifique. Elles sont réputées favoriser le dialogue et développer un sentiment d'appartenance, ce qui stimule l'émergence de savoir, savoir-être et savoir-faire au plus proche des réalités professionnelles (ibid). À l'appui des éclairages de trois de ses membres, la suite de cette contribution offre un aperçu des dynamiques de collaboration et de co-construction qui ont émergé au sein de la communauté de pratique *Objectif Désistance*, et comment celles-ci ont contribué à surmonter la présence de barrières linguistiques, culturelles et institutionnelles.

Surmonter des barrières linguistiques

Sarah Jensen, Operatrice sociale dell'Ufficio dell'assistenza riabilitativa (UAR) del Cantone Ticino

« Lorsque je pense à la collaboration au sein d'*Objectif Désistance,* je me dis qu'elle constituait un défi majeur, en particulier pour nous dans le canton du Tessin. Nous sommes géographiquement éloignés des cantons romands et il y a une barrière linguistique évidente. La prise de parole et la réactivité dans la discussion est plus difficile quand on ne s'exprime pas dans sa langue maternelle, mais je pense que plusieurs éléments ont permis de surmonter ces difficultés. Tout d'abord, l'atmosphère de travail bienveillante instaurée au sein de la communauté de pratique *Objectif Désistance*, caractérisée par une absence de jugement et un grand intérêt à découvrir comment nous travaillons dans nos cantons respectifs. Ensuite, par rapport au déroulement de nos rencontres : des tours de tables réguliers et le recours à des séances de travail en petits groupes me semblent avoir favorisé des échanges équilibrés et une communication fluide.

Par la multiplication de moments informels pour apprendre à nous connaitre et nous apprécier, les quatre années de projet nous ont permis de poser non seulement des bases de travail, mais aussi des valeurs partagées et une culture de la collaboration. À partir de là, mon sentiment est qu'*Objectif Désistance* est devenu plus qu'un projet : il est devenu porteur d'une vision pour la probation et pour la société, au-delà de nos différences cantonales. Cela ne signifie pas nécessairement que cette vision n'existait pas avant, mais *Objectif Désistance* a permis d'argumenter la pertinence de telles ou telles pratiques, ce qui a ensuite constitué un socle solide pour en développer de nouvelles. C'est par exemple le cas pour le développement du rôle de CoAns, qui était vraiment un chainon manquant dans notre travail.

Je pense que la communauté de pratique a été portée par les liens tissés entre ses membres et le sens que nous avons pu ensemble attribuer à ce projet. Cela me semble avoir été un moteur pour garder la motivation et aussi assumer la charge de travail supplémentaire que l'engagement dans ce projet représente. Ainsi, dans

la perspective actuelle de communiquer et reproduire des apports d'*Objectif Désistance*, il me semble qu'un enjeu est le suivant : trouver un moyen de ne pas uniquement transmettre des résultats, mais vraiment partager un bout de cette expérience collective, c'est-à-dire permettre aux collègues qui n'ont pas participé au développement d'*Objectif Désistance* de pouvoir aussi se réunir entre spécialistes du domaine et se sentir acteur ou actrice de son évolution. »

Surmonter des barrières culturelles

Simon Gabaglio, Chef de service adjoint du Service de l'exécution des sanctions pénales et de la probation (SESPP) du canton de Fribourg

« Pour moi, les collaborations au sein d'*Objectif Désistance* prennent deux principales formes. D'une part, les dynamiques collaboratives au sein des entités de probation du Concordat latin. Avant *Objectif Désistance,* les directeurs et directrices se parlaient régulièrement, mais les acteurs et actrices sur le terrain avaient peu d'occasions pour se rencontrer et échanger sur leurs pratiques. La curiosité d'apprendre à se connaitre a vraiment été moteur pour initier et poursuivre ces collaborations. D'autre part, *Objectif Désistance* a permis de renforcer les collaborations avec des partenaires locaux et de la société civile au travers du rôle et des activités des CoAns. *Objectif Désistance* a permis de penser de nouvelles collaborations, par exemple en considérant les familles et les proches des personnes judiciarisées comme des membres du réseau puisque l'approche de la désistance montre qu'ils et elles jouent un rôle fondamental pour favoriser des trajectoires de sortie de délinquance.

Je pense que le croisement de ces deux formes de dynamiques collaboratives a été déterminant pour permettre à la communauté de pratique de porter un changement de culture professionnelle dans le travail de la probation. Plusieurs ingrédients me semblent pouvoir expliquer cela. Un des atouts de cette communauté de pratique est d'avoir bénéficié d'un terrain neutre de réflexion pour (re)penser notre culture de travail, sans

se cloisonner au fonctionnement d'une structure cantonale. Cela dit, le terrain était toutefois clairement balisé par les concepts théoriques et pratiques de l'approche de la désistance, garants de fil rouge et de cohérence.

Enfin, un aspect essentiel est certainement que les réflexions émergeant de la communauté de pratique ont pu concrètement être mises en œuvre durant le projet, ce qui a permis de confronter leur caractère vraisemblable et pertinent : par l'expérimentation de changements de posture en entretien, par l'utilisation de nouveaux supports de travail, par l'augmentation croissante des activités des CoAns, et ce en argumentant là aussi toujours leur bien-fondé.

De plus, le fait de ponctuellement documenter et rendre visible les avancées du projet, mais aussi d'impliquer des personnes judiciarisées pour obtenir leurs feedbacks, a surement contribué à ancrer cette culture de travail commune, tout en évitant que se crée un décalage trop important et se renforcent des frustrations à l'intérieur et à l'extérieur de la communauté de pratique. Il est vrai qu'une fois lancée, la communauté de pratique peut évoluer vite, alors que les personnes qui n'en font pas partie ont logiquement toujours besoin de temps pour se saisir des savoir, savoir-faire et savoir-être nouvellement proposés. À l'échelle d'*Objectif Désistance,* dont la phase pilote est aujourd'hui terminée, cet enjeu me semble extrêmement important, s'agissant d'implémenter les apports de ce projet à plus long terme et dans différentes régions : ceux-ci doivent rester flexibles pour s'adapter à des logiques, ressources et contraintes différentes, mais les fondements et concepts clés du projet doivent être solides pour ne pas trahir l'approche de la désistance et répondre aux missions confiées à la probation par le législateur. »

Surmonter des barrières institutionnelles

François Grivat, Directeur de la Fondation vaudoise de probation (FVP), Président de la Commission latine de probation (CLP)

« De mon point de vue, la collaboration et la co-construction mises en œuvre dans le cadre de ce

projet pilote sont l'ADN d'*Objectif Désistance* et ont fortement contribué à son succès. Des réflexions concourant à l'élaboration du projet aux démarches relatives à sa pérennisation, la logique poursuivie par la CLP est que les acteurs et actrices de terrain puissent penser, partager et mettre en œuvre un dispositif d'accompagnement innovant issu de la réalité du terrain ou qui ne soit pas imposé par leur hiérarchie ou des universitaires. La mise en œuvre de l'approche de la désistance par l'intermédiaire d'un projet pilote a dès lors constitué une formidable opportunité de visibilité de la probation à l'échelle du Concordat latin, ainsi que de démontrer son efficacité pour soutenir des parcours de sortie de délinquance.

Ces réflexions ont donné d'ailleurs lieu à l'élaboration d'un guide auquel l'ensemble des membres de la communauté de pratique *Objectif Désistance* a participé dans une démarche participative. Ce guide propose aux acteurs et actrices de terrain un ensemble de pistes applicables à l'assistance de probation au-delà de logiques institutionnelles et administratives spécifiques à chaque organisation cantonale. De plus, récemment reconnu par la politique comme un programme d'accompagnement des personnes judiciarisées, *Objectif Désistance* a trouvé sa place dans le cadre du Processus latin d'exécution des sanctions pénales orientée vers le risque et les ressources (PLESORR). L'évaluation scientifique du projet menée par l'ESC-UNIL a permis de valoriser le travail de la probation à l'appui de données qualitatives et quantitatives qui n'existaient pas vraiment jusque-là.

Je pense que ces aspects ont fortement contribué à la reconnaissance de l'ensemble des parties impliquées dans le projet autour d'une méthode et d'un langage communs. À l'issue de ces quatre années de projet pilote et dans la perspective de continuer de partager et de pérenniser ses enseignements, notamment sur le territoire national, la présence d'un partenaire externe à l'autorité de probation, mais à la fois impliqué au système judiciaire et capable de promouvoir ces dynamiques de collaboration et de co-construction, me semble essentielle. Durant l'année 2024, c'est précisément le Centre suisse de compétences en matière d'exécution des sanctions pénales (CSCSP), par le biais de son mécanisme de soutien aux pratiques exemplaires, qui facilite l'organisation

de rencontres réunissant des agents et agentes de probation des trois concordats pour échanger autour des acquis d'*Objectif Désistance.*»

Des collaborations et co-constructions porteuses de sens et valorisantes

Du point de vue de ces trois membres, la communauté de pratique *Objectif Désistance* a favorisé le renforcement de connaissances mutuelles, le partage de visions, langages et postures similaires, participant ainsi à une meilleure formalisation, légitimation et valorisation des missions assignées à la probation en Suisse latine (CLP 2023 ; Grossrieder et al. 2023). Ancrés dans l'approche de la désistance, les travaux de cette communauté de pratique situent la probation comme un acteur clé pour soutenir des évolutions hors de la prison, hors du système pénal et hors de la délinquance, notamment par la complémentarité des accompagnements individuels et des activités collectives organisées par les CoAns. En ce sens, les dynamiques collaboratives et de co-construction développées au sein d'*Objectif Désistance* ont permis l'émergence de nouveaux savoir, savoir-être et savoir-faire.

Tout d'abord, le temps consacré au projet *Objectif Désistance* par l'ensemble de ses membres durant quatre années est reconnu comme un facteur déterminant. Ce temps a permis d'apprendre à se connaitre, d'intégrer diverses méthodes et outils de travail, mais aussi de s'accorder de valeurs partagées. Néanmoins, cet engagement prolongé a représenté un investissement conséquent et une charge de travail importante, au risque de susciter parfois des moments de démotivation. À ce propos, la démarche *bottom-up* d'*Objectif Désistance* semble atténuer ces risques. Cette démarche met en avant les expériences et expertises des acteurs et actrices de terrain. Elle apparaît porteuse de sens leur permettant de contribuer activement à l'amélioration de leur pratique professionnelle.

Dans le cadre d'*Objectif Désistance*, cette démarche ascendante a par ailleurs été couplée à l'adoption d'un cadre conceptuel et réflexif novateur : l'approche de la désistance qui ne cesse de croître au sein des systèmes

pénaux occidentaux. Autrement dit, *Objectif Désistance* se veut la rencontre de concepts théoriques et pratiques scientifiquement éprouvés au niveau international et de réalités vécues en contexte, en l'espèce en Suisse latine. Dans cette optique, *Objectif Désistance* a encouragé une multiplicité de regards impliquant, aux cotés des spécialistes de la probation et de leurs supérieurs hiérarchiques, des représentants et représentantes des milieux académiques, des partenaires de la société civile et des personnes judiciarisées.

Pour faciliter ces synergies, les rencontres de la communauté de pratique *Objectif Désistance* se sont déclinées autour de quatre axes : un axe théorique dans le but de renforcer les connaissances sur les sorties de délinquance ; un axe pratique afin de transposer ces considérations théoriques sur le terrain et acquérir de nouvelles compétences ; un axe contextuel pour identifier et se saisir d'enjeux rencontrés dans une perspective visant à soutenir des processus de changement en contexte et finalement un axe plus transversal relatif aux développements et avancées du projet. D'une part, ces axes de travail ont permis de maintenir une cohérence tout au long du projet et éviter de se disperser, tout en offrant à la communauté de pratique une liberté suffisante pour se fixer des objectifs, explorer des idées, proposer des innovations, les mettre à l'épreuve, les ajuster, et enfin décider comment les diffuser. D'autre part, ces axes ont dans la mesure du possible opéré comme des garde-fous lorsque les initiatives de la communauté de pratique se sont heurtées à des réalités et à des obstacles indépendants de son contrôle.

Par ailleurs, la visibilité de progrès et de résultats concrets au fil du temps semble avoir favorisé le maintien de dynamiques de collaboration et de co-construction dans la durée. Il a par exemple été constaté l'utilité des échanges intercantonaux ou des retours des CoAns pour résoudre des difficultés rencontrées dans les accompagnements probatoires. Il en va de même s'agissant de voir progresser la rédaction du guide qui synthétise les principales réflexions de la communauté de pratique, les activités réalisées dans le cadre du projet et les pistes envisagées pour soutenir des trajectoires de sortie de délinquance au travers des accompagnements de probation.

En somme, outre la nécessité de disposer de temps, de bénéficier d'un cadre conceptuel et réflexif clair, de se fixer des objectifs réalistes à court, moyen et long terme, de pouvoir verbaliser les difficultés rencontrées et de rendre visibles les apports de la démarche, il semble que ce soit plus encore le caractère valorisant des collaborations et co-constructions intercantonales développées au sein d'*Objectif Désistance* qui permette d'aller au-delà de barrières linguistiques, culturelles et institutionnelles. Plus largement, ces enseignements soulignent la plus-value des échanges intercantonaux et la nécessité de solliciter des partenaires capables de les favoriser : pour se sentir acteur ou actrice de sa pratique professionnelle, pour participer à son évolution et pour favoriser le développement, l'implémentation et l'adhésion de *bonnes pratiques*.

Aurélie Stoll, Dr, collaboratrice
scientifique à la Haute école
de travail social de Fribourg (HETS).
aurelie.stoll@hefr.ch

1 Le terme « désistance » désigne le processus par lequel des personnes parviennent progressivement à mener une vie sans comportement délictueux (McNeill et al. 2012 ; Weaver et al. 2023).

→

Références

Commission latine de probation (CLP) (2023): Le projet pilote *Objectif Désistance*. Savoir, savoir-être et savoir-faire: réflexions participatives de la probation en Suisse latine. https://desistance.ch (consulté le 13.06.2024).

Daele, A. (2009): Les communautés de pratique. In: J-M. Barbier/E. Bourgeois/G. Chapelles/J-C. Ruano-Borbalan (Hg.): Encyclopédie de la formation. Paris: PUF. S. 721–730.

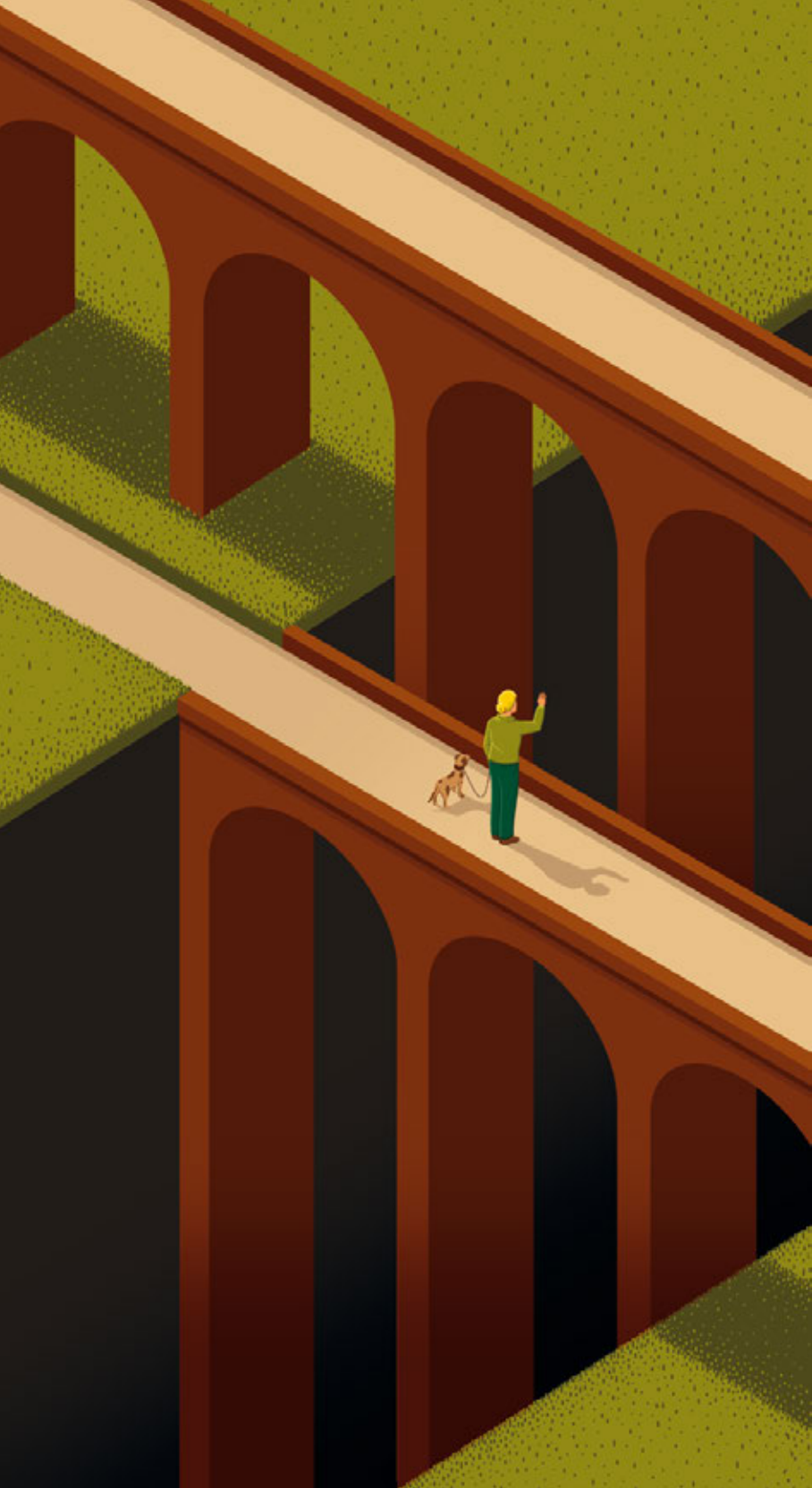
Grossrieder, L./Barhoumi, S./Jendly, M. (2023): Évaluation du projet-pilote *Objectif Désistance*. Rapport final. Lausanne: ESC-UNIL. https://www.bj.admin.ch/bj/de/home/sicherheit/smv/modellversuche/evaluationsberichte.html (consulté le 13.06.2024).

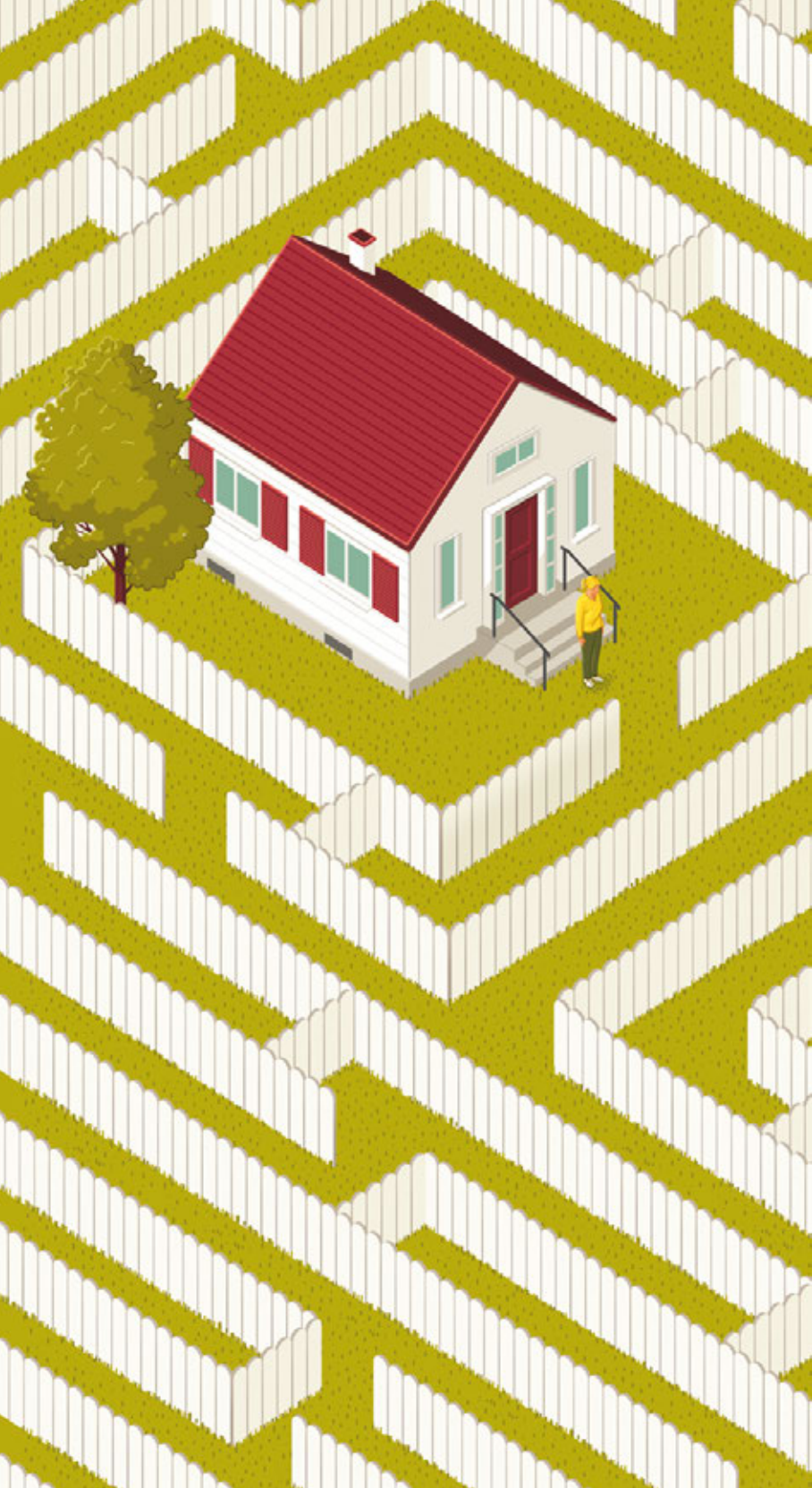
Loup, St./Jendly, M. (2015): Portrait de situation des politiques et pratiques de probation en Suisse latine. Lausanne: ESC-UNIL.

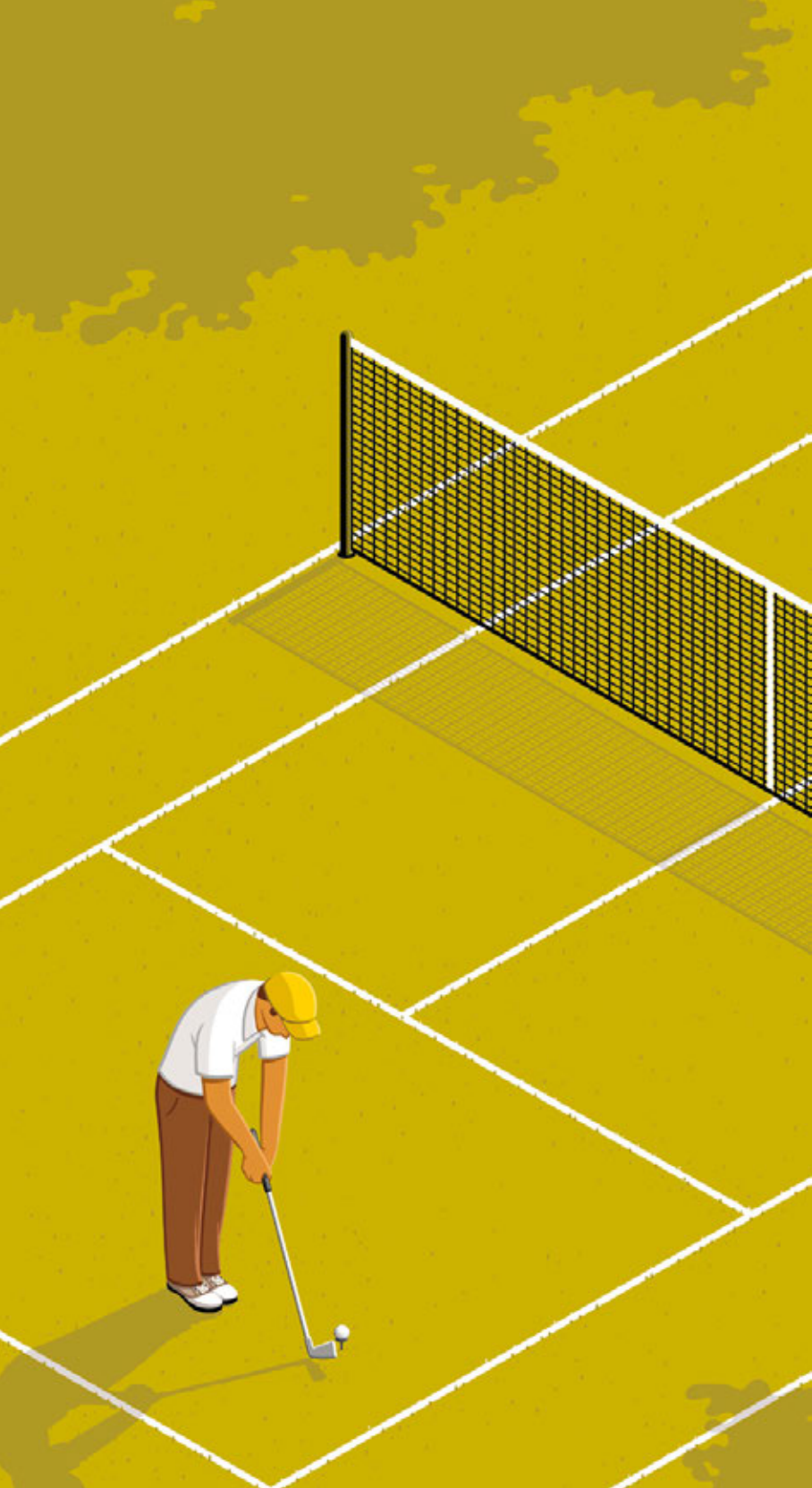
McNeil, F./Farrall, S./Lightowler, C./Maruna, S. (2012): How and why people stop offending: Discovering desistance. Scotland: Institute for Research and Innovation in Social Services.

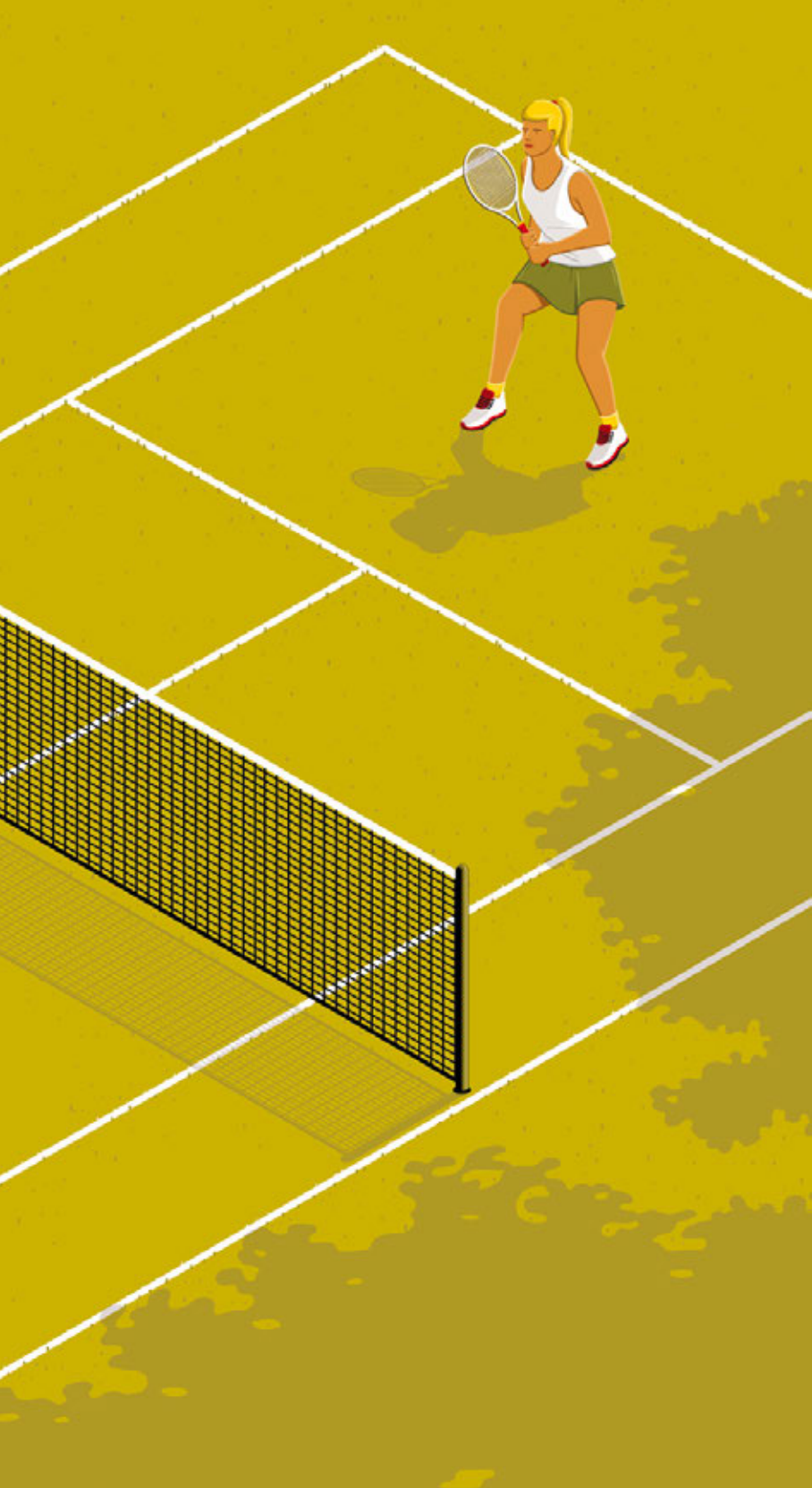
Weaver, B./Graham, H./Maruna, S. (2023): Turning over a new leaf: Desistance research for a new generation. In: A. Liebling/S. Maruna/L. McAra (Hg.): The Oxford handbook of criminology. Oxford: Oxford University Press. S. 146–165.

Wenger, E. (1998): Communities of practice: Learning, meaning, and identity. Cambridge: University Press.









Überwindung

Stephan Schmitz

Soziale Innovation '24

Ich erzähle in meinen Illustrationen gerne in sich abgeschlossene Geschichten, die das Publikum überraschen. Dabei spiele ich gerne mit unseren Sehgewohnheiten, suche Verbindungen zwischen Bildelementen oder verdrehe Sachverhalte, um einen Aha-Effekt zu erzeugen. Gute Illustration hat die Fähigkeit, als universelle Sprache zu funktionieren, unmittelbarer als das gesprochene oder geschriebene Wort.

Beim Entwerfen der Bilder hatte ich insbesondere in der Anfangsphase das Thema «Grenzen» vor Augen. Daraus entstanden Inhalte, die sich damit beschäftigen, wie Grenzen überwunden werden oder wie etwas Neues entsteht, sobald zwei voneinander getrennte Elemente verbunden werden. Ich habe nach Bildmetaphern gesucht, die die Schönheit des Zusammenfindens symbolisieren, aber auch die Schwierigkeiten, die es dafür zu überwinden gilt.

Stephan Schmitz, *1983, arbeitet als selbstständiger Illustrator in Zürich.

stephan-schmitz.ch
instagram.com/schmitz_illustration
stephan.schmitz@gmx.ch

Veranstaltungshinweis:
am 26. Februar 2025 in Olten

Fachtagung der Hochschule
für Soziale Arbeit FHNW

«Übergänge gestalten: Erfolgsfaktoren und Risiken Sozialer Innovationen»

Organisationen und Professionelle der Sozialen Arbeit sind in vielfältigen Handlungsfeldern mit der Planung und Gestaltung von Übergängen unterschiedlicher Art befasst. Zum einen sind dies biografische Transformationen, beispielsweise der Übergang von der Schule in den Beruf, von einer Wohnsituation in eine andere oder von der Gesundheit zur Krankheit. Zum anderen gibt es Übergänge auf institutioneller Ebene, die innerhalb der Sozialen Arbeit und häufig in Kooperation mit anderen Professionen zu gestalten sind, etwa die Neuorganisation des Kindes- und Erwachsenenschutzrechts mit der Schaffung von Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden oder der Paradigmenwechsel von der Objekt- zur Subjektfinanzierung im Bereich der Unterstützung von Menschen mit einer Behinderung. Nicht zuletzt verlangen Übergänge auf gesellschaftlicher Ebene nach nachhaltigen Antworten von der Sozialen Arbeit, beispielsweise im Zuge der Etablierung neuer Technologien im Alltag, in Zusammenhang mit Veränderungen politischer Steuerung sowie als Folgen sozialen und demografischen Wandels.

Die Tagung soll eine Plattform bieten, um praktische Erfahrungen und wissenschaftliche Befunde zu Sozialen Innovationen im Kontext vielfältiger Übergänge zu diskutieren. Die Tagung richtet sich an Fachpersonen aus Praxis und Wissenschaft sowie an Studierende und Menschen, die Angebote der Sozialen Arbeit nutzen.

Programm und Anmeldung unter soziale-innovation-fhnw.ch/tagung

«Hier in Biel brauchen wir Innovationen» — Einblicke in ein zweisprachiges Sozialamt

Aufgezeichnet von Susanne Bachmann und Pascal Engler

Die Abteilung Soziales ist für die Sozialhilfe in den Einwohnergemeinden Biel-Bienne und Evilard zuständig. Thomas Michel, der Leiter der Abteilung Soziales, gibt Einblicke in seinen zweisprachigen Arbeitsalltag und stellt innovative Projekte vor, in denen Sozialhilfebeziehende im Zentrum stehen. Die Zweisprachigkeit ist hierbei Chance und Herausforderung zugleich.

Bachmann, Susanne/Engler, Pascal (2024): «Hier in Biel brauchen wir Innovationen» – Einblicke in ein zweisprachiges Sozialamt. In: Soziale Innovation 2024. S. 85–94.

Zweisprachigkeit ist ein grosses Thema hier: Biel ist eine zweisprachige Stadt, und das ist für viele unserer Klient:innen herausfordernd. Sozialhilfeempfänger:innen sind oft drittsprachig. In einer Stadt wie Zürich genügt es vielleicht, Deutsch und allenfalls noch Englisch zu können – hier werden oft auch schon für einfache Jobs Deutsch- UND Französisch-Kenntnisse benötigt. Die Zweisprachigkeit in Biel stellt somit oft eine grosse Integrationshürde dar. Für diejenigen, die zweisprachig sind, ist es hingegen ein Integrationsmotor, denn solche Leute sind gesucht.

Auch für unsere Abteilung ist dies ein Rekrutierungsthema: Unsere Mitarbeitenden müssen zweisprachig funktionieren. Das kann eine Hürde sein, um Stellen zu besetzen. Gleichzeitig ist es auch ein Alleinstellungsmerkmal: Für manche Menschen ist es gerade attraktiv, auch mit der anderen Sprache zu arbeiten. Wir haben im Sozialdienst Biel trotz Fachkräftemangel somit weniger Mühe, Stellen zu besetzen, als anderswo.

Schriftlichkeit ist ein Muss

Im Arbeitsalltag haben wir gelernt, wie wichtig Schriftlichkeit ist, wenn Informationen bei den Teams wirklich ankommen sollen. Alle unsere fest angestellten Mitarbeitenden beherrschen die jeweils andere Sprache mindestens passiv. Im Sozialdienst sprechen wir jeweils in unserer Sprache, das wird nicht übersetzt. Und doch ist es so – auch wenn die Leute verstehen, über was gesprochen wurde: Was genau gesagt wurde, bleibt nur in der eigenen Sprache wirklich im Gedächtnis. Mir passiert es immer wieder, dass wir über ein Thema informieren, und dann sagen Mitarbeitende in der Pause: «Ich habe noch nie davon gehört.» Deshalb ist unser Intranet so wichtig. Alle wichtigen Informationen werden schriftlich in beiden Sprachen festgehalten. Das führt dazu, dass wir gezwungen sind, uns stärker auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Wir haben anerkannt, dass vom Gesprochenen vieles verloren geht. Das waren wir nicht gewohnt. Wenn ich früher als Vorgesetzter die Mitarbeitenden versammelt und etwas gesagt habe, dann galt das. Das geht in einem zweisprachigen Kontext nicht so einfach. Damit

verbunden ist auch eine Veränderung hin zu einer Hol-Kultur, womit sich die Verantwortung stärker zu den Mitarbeitenden verschiebt.

Ich musste lernen, dass das eine andere Art des Führens beinhaltet, bei der Vorgesetzte auch darauf angewiesen sind, dass die Mitarbeitenden die Informationen selbst beschaffen. Dementsprechend verliert das Direktive, das Erklären von der Linie her seine Bedeutung. Viel wichtiger wird das Führen in kleinen Einheiten, in Teamsitzungen zum Beispiel. Das stärkt autonomere Arbeitsweisen, bei denen die Mitarbeitenden ernst genommen werden.

Gleichzeitig bedingt dies ein gutes Wissensmanagement. Es braucht definierte Prozesse und eine entsprechende Infrastruktur. Wir haben in Untersuchungen herausgefunden, dass in einem zweisprachigen Umfeld etwa 5 Prozent mehr Ressourcenaufwand nötig ist.

Wenn zwei das Gleiche sagen …

Mitarbeitende aus zwei Sprachregionen bringen auch zwei Kulturen in den Betrieb. Wenn zwei das Gleiche sagen, heisst das nicht, dass sie dasselbe meinen. Auch in der Ausbildung wurden beispielsweise andere Theorien vermittelt – diese unterschiedlichen Grundlagen und Herangehensweisen sind im Alltag interessant und wichtig.

Ein Beispiel dazu: Eine unserer Projektmitarbeitenden hat in ihrer Masterarbeit untersucht, inwiefern der erste Eindruck der Sozialarbeitenden in einem Gespräch mit Klient:innen die Zuweisung in soziale Massnahmen beeinflusst (Clavel 2023). Sie hat dafür kurze Videos erstellt, in dem zwei verschiedene Personen – eine vital und positiv und eine eher niedergeschlagen – gezeigt wurden. Es gab verschiedene dieser Duos – Männer/Frauen, deutschsprachig/französischsprachig –, aber die beiden sagten immer dasselbe. Diese Videos hat sie allen Sozialarbeitenden des Sozialdienstes und der Fachstelle Arbeitsintegration vorgespielt, insgesamt etwa sechzig Mitarbeitenden, und nach ihren Zuweisungsentscheiden in diesem Fall gefragt. Es zeigte sich, dass es in Bezug auf das Geschlecht

keinen Unterschied in der Zuweisungspraxis gab, aber sehr wohl hinsichtlich der Sprache der Mitarbeitenden: Die französischsprachigen Sozialarbeitenden wiesen in allen Konstellationen deutlich zurückhaltender zu als die deutschsprachigen.[1]

Ausserdem zeigten sich wesentliche Unterschiede in der Zuweisungspraxis je nachdem, ob die Ausbildung der Mitarbeitenden länger oder kürzer zurücklag. Frisch ausgebildete wiesen zögerlicher zu als langjährige Mitarbeitende. Die langjährigen französischsprachigen Sozialarbeitenden wiesen zudem zurückhaltender zu als die langjährigen deutschsprachigen Sozialarbeitenden. Das heisst, es gibt Unterschiede dabei, wie die Sozialarbeitenden ihre Arbeit angehen. Es ist eine andere Art, wie Sozialarbeit gedacht und verstanden wird. Hier lernen wir ständig dazu: Wie können wir solche Unterschiede nicht einfach verhindern, sondern die Ursachen, die dazu führen, nutzbar machen? Wir werden diese Aspekte daher neu in den Einführungen von neuen Mitarbeitenden thematisieren und bewusstmachen.

Offenheit für Unterschiedlichkeit

Unterschiedliche Zugänge und Erfahrungen zwingen in der zweisprachigen Zusammenarbeit dazu, mit einer gewissen Offenheit auf die Kolleg:innen zuzugehen – man ist nicht überrascht, wenn eine Reaktion nicht so ausfällt, wie man es erwartet. In einem einsprachigen Kontext kann man viel stärker davon ausgehen, zu wissen, was im Gegenüber vorgeht. Diese notwendige Offenheit schliesst auch Türen auf, die sonst übersehen werden. Das finde ich wertvoll.

Ich finde es spannend, über den Röstigraben oder ins Tessin zu schauen und sich über Best Practices auszutauschen. Wie macht ihr das? Durch diesen Austausch können wir viel voneinander lernen. An Tagungen und Veranstaltungen, in Kommissionen oder Gremien auf nationaler und kantonaler Ebene erlebe ich zwei typische Reaktionsmuster. Die einen sagen: «Das kann man bei uns nie machen! Bei uns ist alles anders.» Das ist leider immer noch weit verbreitet. Das andere Reaktionsmuster ist, dass sie still werden, zuhören und

Verknüpfungen machen: «Diesen Aspekt könnte man übernehmen und jenes vielleicht mal ausprobieren.» Das finde ich spannend. Wie kann man gute Ideen und funktionierende Abläufe adaptieren? Das machen wir oft – nicht nur über die Sprachgrenzen hinweg, sondern auch mit dem Ausland und mit anderen Fachbereichen.

Das Pilotprojekt «FokusArbeit»

Wir arbeiten in Biel in der Sozialhilfe seit ein paar Jahren stärker mit Gruppen, wie das in der Integrationsarbeit längst üblich ist. Wir haben dafür ein erfolgreiches Projekt der Agentur für Arbeit in Köln angeschaut. Ausserdem bezogen wir Erfahrungen aus Gruppenangeboten im Zwangskontext der Suchtarbeit (z. B. nach Fahrausweisentzügen) mit ein. Es zeigt sich, dass das Akzeptieren der eigenen Realitäten und die Selbstwirksamkeit in Gruppen viel rascher erreicht werden.

Das Vorbildprojekt in Köln war ein kleines Projekt, von den rund 50'000 Stellensuchenden in der Region

Biel in Zahlen

Wohnbevölkerung
(Stand 31. Dezember 2023):

57'389 Menschen (ständige und nichtständige Wohnbevölkerung)

Nach Amtssprache:
Deutsch: 56,1 Prozent
Französisch 43,9 Prozent

Sozialhilfequote
im Jahr 2022:

9,9 Prozent (Vergleich ganze Schweiz: 2,9 Prozent)

Anzahl unterstützte Personen
im Jahr 2022: 5473 Menschen

konnten nur etwa 50 pro Jahr teilnehmen. Sozialhilfebeziehende hatten gar keinen Zugang zu diesem Projekt. Es war aber sehr erfolgreich punkto Ablösung in den ersten Arbeitsmarkt. WIE sie das gemacht haben, fand ich sehr spannend, als ich das angeschaut habe. Wir können das bei uns in Biel einfach niederschwelliger und grösser machen, dachte ich. Die Methode hat uns überzeugt, weil sie genau auf die Themen passt, mit denen die Klientel bei uns konfrontiert ist: Es ging darum, Perspektiven zu entwickeln und Selbstwirksamkeitserlebnisse zu fördern.

Daran angelehnt initiierten wir das Pilotprojekt «FokusArbeit» mit Gruppenateliers für Sozialhilfebeziehende für die Perspektivenentwicklung. Die Teilnehmenden erarbeiten darin während 12 halbtägigen Einheiten innert vier bis sechs Wochen mit Unterstützung von Coaches eine Einschätzung (Profil) der eigenen Ressourcen und Perspektiven in Bezug auf die vier Felder «Berufliche Möglichkeiten», «Beschäftigungsmöglichkeiten», «Alltagsbewältigung» und «Gesundheitsförderung». Das durch zweckgebundene Gelder der Stadt finanzierte Projekt sollte innert zwei Jahren 2400 Sozialhilfebeziehenden aus Biel in den Ateliers einen «Perspektiven-Push» geben, den die Sozialarbeitenden danach in der Beratung weiterbearbeiten sollten.

Das Neue an diesem Projekt war weniger die Gruppenform an sich, als dass es eben ganz niederschwellig ist. Alle sollten daran teilnehmen können, ohne dass sie – wie es in der Arbeitsintegration sonst üblich ist – vorher einen Kriterienkatalog durchlaufen müssen. Und das Ziel war auch, aus diesem Gruppensetting zu lernen und die sozialarbeiterischen Prozesse dadurch von der Wirkung her zu verbessern. Das Projekt wird deshalb durch ein wissenschaftliches Monitoring begleitet. Die ersten Rückmeldungen sind sehr positiv, aber wir sind alle gespannt auf die Auswertungen in Bezug auf Nutzen und Wirkung.

Die Zweisprachigkeit ist auch in diesem Projekt eine Herausforderung punkto Organisation und Zuweisung in die sprachgetrennten Ateliers. Wir haben ein zweisprachiges, rund zwölfköpfiges Team zusammengestellt, einige davon sind bilingue. Diese Grösse ist für die Organisation hilfreich. Wenn in einem kleinen Projekt

ein Coach ausfällt, ist der ganze Ablauf gestoppt. Wenn du wie bei uns zwei oder drei Coaches hast, kannst du trotzdem in beiden Sprachen weiterarbeiten.

Biel braucht andere Ansätze

Der Impuls für dieses neue Projekt kam aus der Problematik heraus, dass die Sozialhilfequote und damit das Mengengerüst im Arbeitsalltag der Sozialhilfe in Biel sehr hoch sind. Momentan liegt die Quote bei 9,9 Prozent (Beyeler et al. 2023). Etwa ein Viertel der Betroffenen kann an Integrationsmassnahmen teilnehmen – für mehr reichen die Mittel nicht. Das bedeutet, dass neben dem weiteren Viertel Working Poor somit rund die Hälfte der Betroffenen aktuell keine Massnahmen besuchen können. Und das sind bei einer Quote von 10 Prozent sehr viele Menschen, nämlich jährlich über tausend Personen in Biel. Das hat uns dazu bewogen, neue Wege zu gehen, um viele Menschen mit wenig Mitteln zu erreichen.

Ich bin nicht sicher, ob es die Zweisprachigkeit in Biel ist, welche dazu beiträgt, dass solche Projekte entwickelt werden. Klar ist: Ein derart grosses Projekt durchzuführen braucht viel Überzeugungsarbeit und Mut. Und mutig müssen wir sein: Hier in Biel brauchen wir Innovationen. Die Stadt hat so hohe strukturelle Probleme, dass die üblichen Ansätze nicht ausreichen, um sie zu lösen. Das heisst, es braucht andere Ansätze und damit Mut, Neues auszuprobieren. Das Übliche machen wir auch in Biel schon lange. Wir machen es auch gut und können uns durchaus mit anderen Städten messen, aber es reicht nicht, um mit diesen grossen Fallzahlen weiterzukommen. Somit muss man halt diesen Schritt ins Unbekannte wagen.

Es ist darüber hinaus zentral, dass das politische und gesellschaftliche Umfeld wahrnimmt, dass der Bieler Sozialdienst innovativ ist. Zum einen, um als Arbeitgeber attraktiv zu sein und neue Mitarbeitende zu motivieren, nach Biel zu kommen, auch wenn sie die Hürde der Zweisprachigkeit nehmen müssen. Mein Eindruck ist, dass in der Abteilung Soziales in Biel viele Menschen arbeiten, die besonders offen sind – und sie sind daher auch offen für Innovationen. Weil sie die

Aufgeschlossenheit und die Neugierde gegenüber der anderen Kultur einfach mitbringen.

Ich sehe zum anderen einen Innovationsvorteil im Rahmen des Lastenausgleichs. Die Gemeinden im Kanton Bern zahlen – auch für Biel – viel Geld. Sie sollen sicher sein können, dass hier gut und zukunftsgerichtet gearbeitet wird. Dazu gehört auch die Innovationsfähigkeit.

Die Direktinvolvierten einbeziehen

Es gibt nicht viele Sozialdienste, die aktiv Partizipationsprojekte betreiben. Die Abteilung Soziales in Biel fördert im Rahmen des Projekts «ensemble/gemeinsam» das partizipative Mitwirken von Sozialhilfebeziehenden bei der Gestaltung von betrieblichen Abläufen und bei der Autonomieförderung. Es geht dabei nicht nur um die Frage nach der Zufriedenheit mit den Abläufen und Infrastrukturen, sondern um explizite Verbesserungshinweise der Klient:innen. Die Sozialhilfebeziehenden für die Projektmitwirkung rekrutierten wir über Partnerorganisationen. Ein externer Coach wurde engagiert, um Abhängigkeitsverhältnisse in den Diskussionen zu minimieren.

In Kleingruppen entwickelten die Klient:innen Vorschläge, die dann der Geschäftsleitung präsentiert wurden. So wurde etwa gezielt die Organisation und Gestaltung des Empfangs partizipativ entwickelt, bevor der Sozialdienst in ein anderes Gebäude umzog. Dabei stand nicht die visuelle Gestaltung des Raumes im Fokus, sondern alles, was den Betreffenden im Rahmen des ersten Kontakts mit dem Sozialdienst und dem Empfang besonders wichtig ist. Wo könnten wir Verbesserungen vornehmen? Die Klient:innen regten neben dem Wunsch nach Farbe, Licht und Pflanzen zum Beispiel an, das Anmeldeformular zu überarbeiten, Wasser im Wartebereich zur Verfügung zu stellen und ein Ticketsystem zu installieren. All das ist inzwischen umgesetzt.

Diese Art zu arbeiten – gemeinsame Weiterentwicklungen mit den Sozialhilfebeziehenden zusammen – wollen wir weiterführen. Im Nachfolgeangebot zu «FokusArbeit» werden wir unter dem Titel «Rendezvous Perspektive» Bewährtes weiterführen und neue

Formate entwickeln. So zum Beispiel wäre eine Idee, Ad-hoc-Workshops zu verschiedenen Themenfeldern anzubieten, etwa zum Thema Wohnen: «Was ist euch wichtig im Rahmen der Sozialhilfe? Was würde euch helfen, autonomer zu leben?» Zudem wollen wir präventiv in der Sozialhilfe vor- und nachgelagerten Bereichen mit dem Aufbau von Treffpunkten in Kooperation mit den Partnern im Sozialraum neue Akzente setzen.

Der Fokus liegt dabei immer bei der Förderung der Autonomie der Sozialhilfebeziehenden und der Verbesserung unserer Beratung. Dabei geht es nicht um gesetzliche Veränderungen in der Sozialhilfe, sondern darum, selbst agil zu sein und vorhandene Spielräume zu nutzen. Die direkt involvierten Betroffenen sind Fachleute für ihre Situation. Auf diese Weise holen wir uns die wichtigen Impulse auf Basis des konkreten Bedarfs, arbeiten sie mit unserer fachlichen Spezialisierung aus und setzen sie danach partnerschaftlich um.

Der Innovationscharakter liegt hier nicht in der Art und Weise – so arbeiten andere auch, das ist nicht völlig neu. Neu ist, dass wir es in der Sozialhilfe und somit im gesetzlichen Kontext und etwas grösser angelegt machen. Dass wir die Berührungsängste abbauen, Mauern durchbrechen und neue Rollen einnehmen. Das ist total faszinierend.

Ich denke, Zweisprachigkeit ist nicht per se etwas, das Innovation auslöst. Aber sie führt zu einer höheren Sensibilität dafür, dass das Gegenüber nicht gleich ist, dass es anders tickt. Spezifisch für Biel ist die dadurch geförderte höhere Toleranz: Kleine Fehler spielen überhaupt keine Rolle. Diese Offenheit und Akzeptanz von Schwächen, von Ungenauigkeit, die etwas saloppere Art – das alles trägt dazu bei, dass die Hürde, etwas auszuprobieren, kleiner ist. Dafür sind die Hürden in der Umsetzung höher: Es muss in beiden Sprachen funktionieren, du kannst nicht einfach nur Mitarbeitende anstellen, die kompetent sind, sie müssen auch noch bilingue sein oder sich darauf einlassen können. Das ist aufwendiger. Aber eben auch spannender.

Mehr Informationen zum Pilotprojekt «FokusArbeit»:
https://go.fhnw.ch/mR6xPW.

→

Susanne Bachmann, Dr., Soziologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
susanne.bachmann@fhnw.ch

Pascal Engler, Dr., Sozialarbeiter, Dozent an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
pascal.engler@fhnw.ch

Literatur

Clavel, E. (2023): Les facteurs qui influencent les décisions des assistantes. Lausanne: Institut de hautes études en administration publique (IDHEAP), Université de Lausanne (unveröff.).

Beyeler, M./Coullery, P./Richard, T./Hobi, L. (2023): Sozialhilfe in Schweizer Städten. Die Kennzahlen 2022 im Vergleich. Herausgegeben von der Berner Fachhochschule (BFH) und der Städteinitiative Sozialpolitik. Winterthur: Städteinitiative. https://staedteinitiative.ch/de/Info/Kennzahlen_Sozialhilfe/Kennzahlenbericht_aktuell (Zugriff 21.3.2024).

Quellen «Biel in Zahlen»

Stadt Biel/Bienne (April 2024): Statistisches Factsheet. Biel: Präsidialdirektion. https://www.biel-bienne.ch/public/upload/assets/912/master_stat_factsheet-%28PR01206559%29.pdf?fp=15 (Zugriff 24.4.2024).

Städteinitiative Sozialpolitik (2023): Sozialhilfe in Schweizer Städten. Die Kennzahlen 2022 im Vergleich. Winterthur: Städteinitiative. https://staedteinitiative.ch/cmsfiles/bericht_2022_sozialhilfe_staedte.pdf (Zugriff 24.4.2024).

BFS (Dez. 2023): Sozialhilfebeziehende in der Schweiz 2022. Rückgang der Sozialhilfequote auf 2,9 %. BFS aktuell. Neuchâtel: BFS. https://dam-api.bfs.admin.ch/hub/api/dam/assets/28825014/master (Zugriff 24.4.2024).

1 «Die französischsprachigen SAR [Sozialarbeitenden] sind zurückhaltender, wenn es darum geht, beide Profile in berufliche Massnahmen zu schicken: Für das Profil 1 sagen 17,65 % ‹Nein›, verglichen mit 0,00 % der deutschsprachigen SAR. Für das zweite Profil antworten 47,06 % der französischsprachigen SAR mit ‹Nein›, gegenüber nur 26,92 % der deutschsprachigen SAR» (Clavel 2023: Seite 42).

Schweizweite Untersuchung der Strukturen der Pflegekinderhilfe

Angela Rein und Béatrice Lambert

Im vorliegenden Beitrag findet eine Beschäftigung mit dem Potenzial sprachregionenübergreifender Forschungen in der Schweiz auf der Basis des Projektes «Pflegekinder – next generation: Vergleich von kantonalen Strukturen»[1] statt. Dies geschieht mit Fokus auf die Ebene der Zusammenarbeit im Projektteam und auf die Ebene der Ergebnisse. Die zentrale Frage ist dabei: Konnten wir durch die sprachregionenübergreifende Zusammenarbeit neue Erkenntnisse gewinnen?

Rein, Angela/Lambert, Béatrice (2024): Schweizweite Untersuchung der Strukturen der Pflegekinderhilfe: Röstigraben oder Übersetzung zwischen Sprachen, Disziplinen und theoretischen Perspektiven? In: Soziale Innovation 2024. S. 97–107.

Das Forschungsprojekt verfolgte zwei Ziele. Zum einen ging es darum, die Strukturen der kantonalen Pflegekindersysteme systematisch zu beschreiben und Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten. Zum anderen zielte die Untersuchung darauf ab, Wechselwirkungen zwischen rechtlichen, administrativen und organisatorischen Strukturen einerseits und den Bedingungen für das Gelingen von Pflegeverhältnissen andererseits zu erkunden. Auf dieser Grundlage sollten schliesslich Empfehlungen für die Weiterentwicklung ausgearbeitet werden. In einem durch die Palatin-Stiftung initiierten Projektverbund wurden drei Forschungsprojekte und ein moderierter Dialog mit der Praxis initiiert. Der moderierte Dialog mit der Praxis wurde durch die Stiftung verantwortet. Es fanden während der Projektlaufzeit fünf sprachregionenübergreifende Dialogveranstaltungen statt, an denen Fachpersonen mit unterschiedlichen Verantwortungsbereichen im Pflegekinderwesen[2] die Forschungsergebnisse diskutierten und kommentierten.

Leistungen für Kinder, Jugendliche und Familien fallen in der Schweiz grundsätzlich in die Zuständigkeit der Kantone. Zur Familienpflege und Pflegekinderhilfe bestehen auf Bundesebene in der Pflegekinderverordnung (PAVO) einige Regelungen und definierte Pflichtaufgaben und teilweise auch Zuständigkeiten. Gleichzeitig eröffnen sie den Kantonen weite Gestaltungsspielräume. Die Kantone können auf dieser Basis selbst festlegen, wer für Pflichtaufgaben zuständig ist, und sind frei, weitere Aufgaben zu übernehmen, wie zum Beispiel die Aus- und Weiterbildung sowie die Begleitung von Pflegeeltern. Wie die Kantone ihr Pflegekindersystem vor dem Hintergrund der Bestimmungen der PAVO entwickelt haben, ist bislang noch nicht untersucht worden.

Das Projekt knüpft an Befunde insbesondere eines deutschsprachigen Forschungsteams an, das die Diversität der Kinder- und Jugendhilfe durch die kantonale Verfasstheit herausarbeitete (Schnurr 2019, Rein 2018, Fellmann et al. 2022). Ein zentrales Strukturmerkmal der Kinder- und Jugendhilfe wie auch der gesamten Sozialen Arbeit in der Schweiz ist ihre Diversität. So konstatieren Gabriel/Grubenmann: «Über Soziale Arbeit in der

Schweiz zu schreiben, stellt eine mehrfache Herausforderung dar. Der nationale Rahmen bedingt zahlreiche politische wie kulturelle und mentalitätsgeschichtliche Differenzen innerhalb der Schweiz» (Gabriel/Grubenmann 2018: 1400). Eine Ursache dieser Diversität wird dabei auch in den unterschiedlichen Sprachregionen der Schweiz gesehen.

Die im Artikel aufgeworfene Frage nach dem Potenzial der sprachregionenübergreifenden Zusammenarbeit impliziert, dass es bedeutende Unterschiede zwischen den Sprachregionen gibt und dadurch verschiedene Welten in Praxis und Forschung hervorgebracht werden. Anders formuliert, wollen wir uns hier mit der Frage auseinandersetzen, inwiefern sich der sogenannte Röstigraben[3] in der Landschaft der Pflegekinderhilfe und im disziplinären Diskurs der Hochschulen niederschlägt und wie sich das dann konkret in der vorliegenden Forschung manifestierte.

Qualität der Zusammenarbeit

Auf der Ebene der Zusammenarbeit im Team stellte sich die Frage nach der Verständigung. Das Finden einer gemeinsamen Sprache stellt für Forschungsprozesse eine zentrale Voraussetzung dar. Die Arbeit im mehrsprachigen Team des Pflegekinderprojektes war mit sprachlichen Barrieren verbunden, da nicht alle die gleiche(n) Sprache(n) sprechen. Wir standen daher anfangs vor der Herausforderung, wie wir unsere Kommunikation organisieren, wobei neben den verschiedenen Sprachen auch die Grösse des Teams eine Rolle spielte. Wir hatten die beiden Optionen: Entweder kommunizieren alle in ihrer Erstsprache (in unserem Fall Deutsch oder Französisch) oder wir wechseln zu Englisch als einer gemeinsam gesprochenen Sprache. Wir haben uns dafür entschieden, dass alle in ihrer Erstsprache kommunizieren. Wenn während der gemeinsamen Diskussionen im Forschungsteam Unklarheiten aufkamen, haben Mitglieder des Teams auch immer wieder Übersetzungen vorgenommen. Zum Teil sprachen wir in der Projektleitung mehr Deutsch, was mit den sprachlichen Kompetenzen in Verbindung steht. Der Kommunikationsprozess war dabei anspruchsvoll und die Organisation der

Verständigung hat im Vergleich zu monolingualen Forschungsprojekten mehr Zeit in Anspruch genommen.

Ein damit verbundener Vorteil war jedoch, dass wir durch die verschiedenen Sprachen sensibel für die Notwendigkeit wurden, uns Zeit für die Verständigung im Forschungsteam einzuräumen. Dieser Ansatz, sich Zeit zu nehmen und erst einmal davon auszugehen, dass wir uns nicht ohne Weiteres verstehen, hat neben der sprachlichen Verständigung auch auf der inhaltlichen Ebene eine Qualität hervorgebracht. Hier wurde klar, dass die sprachlichen Anforderungen und die Anstrengungen, die gemacht wurden, um eine gemeinsame Sprache zu finden, einen erheblichen Unterschied zur monolingualen Verständigung ausmachen. Begriffe und theoretische Konzepte mussten erklärt werden, und durch den Austausch zu Begriffen wie «Pflegefamilie» und «Familie d'accueil» wurde sichtbar, dass in den beiden Sprachen Unterschiede in der Bedeutung und Betonung der Aufgabe von Pflegefamilien liegen: Im Französischen steht die Rolle des Kindes als «Gast» und die Haltung der Gastfreundschaft im Zentrum und im Deutschen die Tätigkeit der «Pflege». Diese unterschiedlichen Sinnstrukturen und Konzepte, die in den Begriffen eingelagert sind, machen deutlich, dass mit der Übersetzung von Begriffen auch sprachliche Nuancierungen verloren gehen und in den beiden Sprachen verschiedene Haltungen zum Ausdruck kommen. Ohne eine Verständigung darüber wäre aber der Begriff der Pflegefamilie in einem monolingualen deutschsprachigen Team wahrscheinlich keiner genauen Analyse unterzogen werden.

Dabei zeigte sich gleichzeitig aber auch, dass die unterschiedlichen disziplinären Hintergründe ebenfalls zu verschiedenen Perspektiven und Sprachen führen können. Hier scheint eine Interpretation der Differenzen im Team entlang der Sprachregionen der Schweiz zu kurz gegriffen und unterkomplex. In der Zusammenarbeit zeigte sich, dass wir jenseits der Sprachen zum Teil bspw. unterschiedliche Konzepte von Strukturen der Pflegekinderhilfe hatten und es einen Unterschied macht, mit einer politikwissenschaftlichen, sozialwissenschaftlichen oder historischen Perspektive auf das Pflegekinderwesen zu schauen. So haben bspw.

die Kolleg*innen die mit einer historischen Perspektive festgestellten Unterschiede in verschiedenen Kantonen stark mit den geschichtlichen Prozessen in Verbindung gebracht. Die Juristin im Team richtete dagegen den Blick stärker auf die Frage, wie stark Strukturen und Prozesse der kantonalen Pflegekindersysteme durch das Recht geregelt sind und inwieweit materiell relevante bundesrechtliche Bestimmungen in kantonale Gesetze und Verordnungen eingeflossen sind. Die disziplinären Diskurse erzeugen unterschiedliche Denkwelten und Blickrichtungen, und in unserem Team konnten auf diesem Wege differenzierte Erklärungsansätze aus den Daten gewonnen werden. Dies hat einerseits ebenfalls mehr Zeit für die Verständigung gebraucht und gleichzeitig auch reichhaltige Ergebnisse hervorgebracht.

Diversität der Pflegekindersysteme

Ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass die Pflegekindersysteme der Schweizer Kantone eine grosse Diversität aufweisen. Die Zuständigkeiten für die Pflichtaufgaben *Eignungsabklärung*, *Bewilligung* und *Aufsicht* sind entweder bei kantonalen Fachstellen, bei Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden oder bei Gemeinden angesiedelt. Erhebliche Unterschiede bestehen auch hinsichtlich der Verfügbarkeit und Zugänglichkeit von Supportleistungen für Pflegeeltern (*Vernetzungsangebote*, *Aus- und Weiterbildung*, *Beratung und Begleitung)*. Auf der Grundlage dieser Strukturinformationen hat das Forschungsteam eine zweidimensionale Typologie (Zuständigkeiten und Supportleistungen) gebildet, denen sich die Pflegekindersysteme aller 26 Kantone zuordnen lassen (Colombo et al. 2023, S. 18).

Auf der Grundlage dieser Typologie wurden vier Kantone näher untersucht. Dazu wurden Fokusgruppen mit Pflegeeltern und Fachpersonen durchgeführt. Pflegekinder und Eltern wurden in Einzelinterviews befragt. In diesem Teil der Untersuchung standen also die Erfahrungen und Einschätzungen der beteiligten Akteur*innen im Zentrum. In diesem vertiefenden Vergleich ausgewählter kantonaler Pflegekindersysteme konnten viele weitere Unterschiede auf der Ebene

von Aufgabenzuweisungen, Ausstattungen und praktischen Vorgehensweisen herausgearbeitet werden. Dabei wurden auch unterschiedliche Bilder «guter Familienpflege» und «guter Pflegekinderhilfe» sichtbar. Im Folgenden werden nun die Ergebnisse der Studie reflektiert und es wird dabei der Frage nachgegangen, inwiefern hierbei die Sprachregionen Unterschiede hervorbringen.

Alle 26 Kantone lassen sich vier Typen zuordnen. Die Kantone, die mindestens zwei von drei Pflichtaufgaben bei den *kantonalen Fachstellen* respektive bei *KESB/Gemeinden* angesiedelt haben, wurden der jeweiligen Kategorie zugeordnet:

	Zuständigkeit für Pflichtaufgaben bei kantonalen Fachstellen	Zuständigkeit für Pflichtaufgaben bei KESB oder Gemeinden
Tendenziell unbeschränkter Zugang zu Supportleistungen für Pflegeeltern	Typ 1 BE, BS, GE, GR, NE, SG, TG, TI, VD, VS, ZG, ZH	Typ 2 AR, BL, GL, LU, SH, SZ, UR
Tendenziell eingeschränkter Zugang zu Supportleistungen für Pflegeeltern	Typ 3 FR, JU, NW, SO	Typ 4 AG, AI, OW

Abb. 1: Anwendung der Typologie auf die kantonalen Pflegesysteme der Schweiz

In der Typologie wird als Trend deutlich, dass die Pflichtaufgaben der Bewilligung, Aufsicht und Eignungsabklärung bei kantonalen Fachstellen gebündelt werden. Die Bündelung und Zentralisierung der Pflichtaufgaben ist in 16 Kantonen der Schweiz der Fall, darunter Stadtkantone mit hohem historisch gewachsenem Professionalisierungsanspruch. Hier wird mit einem Blick auf die geschichtlichen Entwicklungen in der Schweiz deutlich, dass die Zentralisierung der Pflichtaufgaben in kantonalen Fachbehörden bereits seit Langem in der italienisch- und französischsprachigen Schweiz als Standard etabliert wurde (vgl. Favre et al. 2016). Insofern ziehen hier die Kantone der Deutschschweiz allmählich nach.

Insgesamt fünf Kantone aus der Deutschschweiz – Appenzell Innerrhoden, Appenzell Ausserrhoden, Baselland, Schaffhausen und Schwyz – vergeben alle Pflichtaufgaben an die KESB. Diese Kantone sind eher klein und ländlich geprägt. In weiteren drei Kantonen – Aargau, Luzern und Obwalden – sind die Gemeinden für alle Pflichtaufgaben verantwortlich. Diese Modelle werden in den Kantonen der französisch- und italienischsprachigen Schweiz nicht angewandt. Nur vier Kantone – Glarus, Jura, Uri und Zug – verteilen die Pflichtaufgaben im Pflegekinderwesen zwischen kantonalen Fachstellen und KESB. Dies ist im Vergleich zur Bündelung in allen anderen Kantonen eher die Ausnahme. Hier werden also Unterschiede in den Sprachregionen deutlich.

Ergebnisse aus den Fallstudien

Auf der Ebene der Fallstudie haben wir zwei mehrheitlich deutsch- und zwei mehrheitlich französischsprachige Kantone[4] vertieft untersucht. Dabei wurde ein Unterschied sichtbar in Bezug auf die Rolle, die den Pflegefamilien im System der Kinder- und Jugendhilfe zukommt. In den beiden vertiefend untersuchten deutschsprachigen Kantonen dominiert ein Modell, das die Pflegefamilie als tragende Säule des Pflegekindersystems betrachtet. Der Staat überträgt der Pflegefamilie viel Verantwortung und hält sich – nach erfolgreicher Unterbringung – mit Steuerungsimpulsen tendenziell

eher zurück. Die Pflegefamilie soll den zentralen Beitrag zur Sicherung günstiger Bedingungen des Aufwachsens für das Pflegekind leisten. Der Begleitung der Pflegeeltern wird in diesem Modell oft eine hohe Bedeutung zugemessen. Sie wird jedoch unterschiedlich organisiert (durch öffentliche Stellen oder durch private Anbieter) und die verfügbaren Ressourcen wie auch die Zugangswege der Pflegeeltern zu diesen Leistungen variieren stark.

In den von uns untersuchten französischsprachigen Kantonen dominiert demgegenüber ein Modell, das die Pflegefamilie eher als Komponente unterschiedlicher Angebote der öffentlichen Kinder- und Jugendhilfe betrachtet, deren Zusammenwirken vom Kanton zentral gesteuert wird. In diesem Modell haben die kantonalen Fachstellen einen hohen Steuerungsanspruch, der mit dem staatlichen Wächteramt der zuständigen kantonalen Stellen begründet wird.

In allen vier untersuchten Kantonen zeigte sich, dass Pflegekinder, Pflegeeltern und Eltern die Organisationsweisen und Zuständigkeiten in den verschiedenen kantonalen Pflegekindersystemen oft als unübersichtlich und diffus erleben. Es ist ihnen oft nicht klar, wer für was zuständig ist, wie Entscheidungsprozesse ablaufen, wer welche Entscheidungskompetenzen besitzt, an wen sie sich mit welchen Anliegen wenden können, welche Rechte und Ansprüche sie haben und wie sie diese geltend machen können.

Fazit: alles Röstigraben?

Die aufgeworfene Frage war, ob wir durch die Zusammenarbeit über Sprachgrenzen hinweg neue Erkenntnisse gewinnen konnten. Die Antwort darauf ist: Ja, aber. Durch unsere Studie konnten wir etwas erreichen, was bisher in der Schweiz noch nicht gelungen ist. Wir haben das Pflegekinderwesen in der gesamten Schweiz vergleichend beschrieben, und das nicht nur auf eine begrenzte Anzahl von Kantonen bezogen, wie es häufig bei anderen Projekten der Fall ist. Die schweizweite Perspektive macht empirisch gestützt sichtbar, dass es grosse Unterschiede gibt, wie die kantonalen Pflegekindersysteme gestaltet werden. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass der Föderalismus und die damit verbundene kantonale

Zuständigkeit für die Ausgestaltung der Pflegekinderhilfe Unterschiede in der Pflegekinderhilfe produziert und dass damit ungleiche Bedingungen für Pflegekinder, Pflegefamilien und Herkunftseltern bestehen.

In der forschenden Beschäftigung geht es dabei aber immer auch um die Frage: Welcher Unterschied bringt welchen Unterschied in den Daten hervor? Hier können Erklärungsansätze wie die des «Röstigrabens» gefährlich sein, weil sie eine kontingente Vereinfachung in Bezug auf die kantonalen Pflegekindersysteme der Schweiz bedeuten können. Der «Röstigraben» ist im Schweizer Diskurs fest verankert, da oft angenommen wird, dass die verschiedenen Landessprachen auch kulturelle Unterschiede mit sich bringen. Zierhofer (2005) kritisiert jedoch diese reduktionistische Sichtweise, die eine Grenze – den «Röstigraben» – entlang der beiden Sprachgruppen Deutschschweiz und Westschweiz konstruiert und komplexe Situationen vereinfachend erklärt. Der «Röstigraben» als Erklärung für unterschiedliches Abstimmungsverhalten führt diese Unterschiede vereinfachend auf identitäre Differenzen der Bewohner*innen der beiden Sprachregionen zurück.

Es gibt verschiedene Faktoren, die Unterschiede im Pflegekindersystem hervorbringen können, wie bspw. die Grösse von Kantonen, die geografische Lage, historische Bedingungen, urbane oder ländliche Prägung. Hierbei sind auch innerhalb der verschiedenen Sprachregionen grosse Differenzen zu beobachten. Vor diesem Hintergrund scheint es irreführend und verkürzt zu sagen, dass die Sprachregionen verschiedene Pflegekindersysteme hervorbringen. Vielmehr werden komplexe Wechselverhältnisse zwischen verschiedenen Faktoren deutlich. Daten aus verschiedenen Sprachregionen können einen wichtigen Beitrag dazu leisten, geläufige Ordnungsmuster und Konventionen in den Blickrichtungen zu irritieren. Eine Irritation, die wir durch das Projekt aufzeigen konnten, ist: Es gibt ihn nicht, den «Röstigraben» in der Pflegekinderhilfe. Und gleichzeitig gibt es entlang der Sprachgrenzen dennoch Unterschiede.

Unsere Forschung bot die Möglichkeit, dank der Unterstützung durch die Palatin-Stiftung einen Austausch zwischen der italienisch-, französisch- und deutschsprachigen Schweiz zu fördern. Dies betrifft

sowohl die akademische Welt als auch Fachpersonen und Betroffene. Sprachübergreifende, interdisziplinäre Projekte können sprachliche, regionale, theoretische und disziplinäre Grenzen überwinden. Mit den jeweiligen Welten sind auch verschiedene Kulturen verbunden.

Dabei kann das Kulturverständnis der Cultural Studies (Hall 1994) weiterhelfen, wenn über kulturelle Differenzen gesprochen wird. Darin wird Kultur nicht als etwas Statisches und Homogenes verstanden, sondern als ein Netzwerk von Bedeutungen, Praktiken, Werten und Normen. Diese beeinflussen das Zusammenleben von Menschen – in unserem Fall in Pflegefamilien –, Fachpersonen, kantonale Systeme, Sprachregionen und Forschungswelten und sind von Machtverhältnissen abhängig. Eine Diskussion über kulturelle Unterschiede, die sich ausschliesslich auf die verschiedenen Sprachregionen der Schweiz bezieht und diese als homogen ansieht, greift zu kurz.

Mehr zum Projekt:
www.pflegekinder-nextgeneration.ch.

Angela Rein, Prof. Dr., Dozentin an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
angela.rein@fhnw.ch

Béatrice Lambert, Prof., Dozentin an der Haute école de travail social Fribourg.
beatrice.lambert@hefr.ch

1 Das Projekt lief von April 2021 bis Dezember 2023 und wurde von der Palatin-Stiftung finanziert. Projektleitung: Annamaria Colombo (Haute école de travail social Fribourg, HETS-FR), Béatrice Lambert (HETS-FR), Angela Rein (Hochschule für Soziale Arbeit FHNW, HSA-FHNW) und Stefan Schnurr (HSA-FHNW). Projektteam: Chantal Guex, Frédérique Leresche, Clémentine Sanda Luzala (HETS-FR); Sara Galle, Aline Schoch (HSA-FHNW), Ida Ofelia Brink, Nadja Ramsauer (ZHAW Soziale Arbeit); Gisela Kilde (Universität Fribourg und ZHAW School of Management and Law).

2 Bspw. Fachpersonen aus: KESB, Berufsbeistandschaften, Jugend- und Sozialdienste, Vertretende der Konferenz für Kindes- und Erwachsenenschutz (KOKES), der Konferenz der kantonalen Sozialdirektorinnen und Sozialdirektoren (SODK) und des Bundesamts für Sozialversicherungen (BSV), Dienstleistungserbringende in Familienpflege.

3 «Röstigraben» ist eine Metapher für Mentalitätsunterschiede zwischen den beiden grössten Sprachregionen der Schweiz.

4 Obwohl die Kantone Bern und Fribourg offiziell zweisprachig sind, wird in Bern hauptsächlich Deutsch gesprochen, während in Fribourg Französisch die überwiegende Sprache ist. Der Kanton Appenzell Ausserrhoden ist deutschsprachig und der Kanton Waadt ist französischsprachig.

Literatur

Colombo, A./Lambert, B./ Rein, A./ Schnurr, S. (2023): Schlussbericht zum Projekt «Pflegekinder – next generation: Vergleich von kantonalen Strukturen» im Auftrag der Palatin Stiftung. Fribourg und Muttenz. https://pflegekinder-nextgeneration.ch/wp-content/uploads/2023/11/Schlussbericht_-Vergleich-kantonaler-Strukturen_30.09.2023_def_mit-Korrekturen_09.10.2023.pdf (Zugriff 15.6.2024). Französische Version des Schlussberichtes: https://pflegekinder-nextgeneration.ch/wp-content/uploads/2023/12/RapportFinal_ComparaisonStucturesCantonales.pdf (Zugriff 15.6.2024).

Favre, A.-C./Martenet, V./Poltier, É. (2016): La délégation d'activités étatiques au secteur privé : 18e Journée de droit administratif, Lausanne 2015. Genève/Zurich: Schulthess, éditions romandes.

Fellmann, L./Koechlin, D./Osswald, J./Rein, A./Wetzel, M. (2022): Hilfen zur Erziehung in der Schweiz. In: Forum Erziehungshilfen, 1. S. 44–49. DOI: 10.3262/FOE2201044.

Gabriel, T./Grubenmann, B. (2018): Soziale Arbeit in der Schweiz. In: Otto, H.-U./Thiersch, H./Treptow, R./ Ziegler, H. (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit: Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. München: Reinhardt. 6. überarb. Aufl. S. 1400–1407.

Hall, S. (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument Verlag.

Rein, A. (2018): Leaving Care in der Schweiz. In: Sozialmagazin, 7–8 (43). S. 78–81.

Schnurr, S. (2019): Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz. In: Jugendhilfe, 57 (1). S. 13–18.

Zierhofer, W. (2005): «Röstigraben» – A Discourse on National Identity in Switzerland. In: van Houtum, H./Kramsch, O./Zierhofer, W. (Hg.): B/ordering Space. Hants/Burlington: Ashgate Publishing Limited. S. 223–234.

Soziale Innovation '24

Soziale '24 Innovation

Fachzeitschrift.
Herausgegeben von der Hochschule
für Soziale Arbeit FHNW

Redaktion
Susanne Bachmann
Pascal Engler
Marcel Krebs
Christoph Mattes

Korrektorat
Sandra Ryf
www.varianten.ch

Gestaltung
Bonbon, Zürich

Druck
Kromer Print AG, Lenzburg

Bindung
Buchbinderei Grollimund, Reinach

Auflage
1200 Exemplare

PDF und Abonnement unter
soziale-innovation-fhnw.ch

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung
der Herausgeberin.

ISSN 1661-6871

Soziale Innovation. Zeitschrift
der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW

Soziale Innovation '24

Mehrsprachigkeit als Innovationsmotor!?
Julia Emprechtinger
11

Fachgespräch: «Einen gemeinsamen Rahmen schaffen, der Innovationen im Kleinen zulässt»
Pascal Engler und Marcel Krebs im Gespräch mit Nadia Bisang und Franziska Eckmann
25

Sprachregionen übergreifende Zusammenarbeit im Projekt REAS PGV
Therese Straubhaar, Isabelle Csupor, Judith Kühr und Simon Süsstrunk
39

Les dynamiques de collaboration et de co-construction du projet *Objectif Désistance*
Aurélie Stoll
55

Kunst im Heft: «Überwindung»
Stephan Schmitz
69

«Hier in Biel brauchen wir Innovationen» — Einblicke in ein zweisprachiges Sozialamt
Aufgezeichnet von Susanne Bachmann und Pascal Engler
85

Schweizweite Untersuchung der Strukturen der Pflegekinderhilfe
Angela Rein und Béatrice Lambert
97